This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ER
123
.H55
1884

A 411827

Das

Tischgespräch auf dem Rheindampfer.

Der hochwürdigen Fakultät der evangelischen Theologie
zu Bonn und allen unbefangenen Herzen

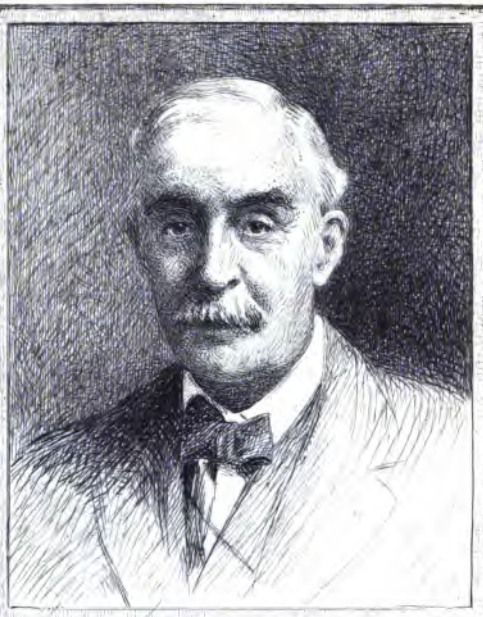
gewidmet

von

J. M. Arouet.

Dritte vermehrte Auflage.

Bonn,
Verlag von Emil Strauß.
1884.



FROM THE LIBRARY OF
ROBERT MARK WENLEY
PROFESSOR OF PHILOSOPHY
1896 — 1929
GIFT OF HIS CHILDREN
TO THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

N.H.W. Beckwith del. et sc.
1938

BR
123
.H55
1884

Das

Tischgespräch auf dem Rheindampfer.

Der hochwürdigen Fakultät der evangelischen Theologie
zu Bonn und allen unbefangenen Herzen

gewidmet

von

J. M. Arouet.

Dritte vermehrte Auflage.

Bonn,
Verlag von Emil Strauß.
1884.

BR
123
.H55
1884

11-23-38

Vorwort zur zweiten Auflage.

Mein lieber Oberbürgermeister! Du hast mir's nicht übel genommen, daß ich unsere Plauderei auf dem Rheindampfer nachträglich niedergeschrieben und in Druck gegeben habe. Auch findest Du den Verlauf des Gesprächs im ganzen richtig wiedergegeben und es weht Dir, so schreibst Du, aus dem kleinen Buch etwas von der heiteren Frühlingsstimmung entgegen, die uns auf dem Schiff erfüllte.

Unsere Reisegefährten denken leider nicht so wohlwollend. Sie scheinen mir recht böse zu sein und mich für einen gefährlichen Tischnachbarn zu halten. Neulich traf ich auf dem hiesigen Bahnhof Deinen braven Prälaten. Er schien in unserer Stadt Kirchenvisitation gehalten zu haben, wenigstens umschwärmte ihn ein ganzer Kranichzug von Geistlichen, die alle voll Ergebenheit zu ihm aufblickten. Ich näherte mich ihm ganz arglos, durch den Duft seiner Havanna angeheimelt. Er aber verleugnete mich geradezu, nur aus einem schielenden Seitenblick konnte ich entnehmen, daß er mich erkannt hatte; dieser Blick, verbunden mit einer raschen Schwenkung, sprach deutlich aus: Ihr Antlitz wenden Verklärte von dir ab. Die Hand dir zu reichen Schauert's den Reinen.

Den Hofprediger habe ich persönlich noch nicht wieder gesehen. Er hat mich aber durch seine Freunde wissen lassen, ich habe verdient, daß mir die ganze erste Auflage des Tischgesprächs wie ein Mühlstein an den Hals gehängt und ich im Rhein ersäuft würde, wo er am tiefsten ist. Das Exemplar, das ich ihm zugeschickt, hat er, wie Luther die Bannbulle, den Flammen übergeben.

Ueber den Dritten, den hitzigen Dünkel, hätte ich von Dir gerne Auskunft. Neulich las ich in der Zeitung[1]), daß Pastor Krüger aus Langenberg, der bekanntlich mit seinem faulen Eselskinnbacken so simsonartig auf den Professor Bender eingeschlagen, auch ein mächtiges Zeugnis wider das Tischgespräch abgelegt habe. Er soll in Bonn vor einer großen Versammlung von Frauen, deren etliche auch ihre Männer mitgebracht hatten, mich als Roué, ja als eine Art Menschenfresser geschildert haben. Der Berichterstatter meint, der Redner sei persönlich gereizt gewesen, denn in unserem Tischgenossen Dünkel wäre ihm sein eigenes Bild entgegengetreten. Wie denkst Du darüber? Habe ich wirklich bei der raschen Vorstellung auf dem Schiff den Namen Krüger falsch verstanden und Dünkel anstatt dessen gehört? Dann ist mir sein Zorn erklärlich, nur sollte er eigentlich mehr Dir und dem Prälaten gelten. Denn Ihr spieltet ihm gegenüber bei Tisch allerdings eine ähnliche Rolle, wie Goethe beim Diner zu Coblenz zwischen Lavater und Basedow. Während Dünkel im Redeeifer gegen Bender alles um sich her vergaß, aßt Ihr ihm den Salm fast völlig auf und ließt ihm von der Poularde nur ein armseliges Beinchen. Ueber so etwas kann sich freilich auch ein weiser Mann gelegentlich einmal ärgern, aber

---

[1]) Einen neuen sehr schätzbaren Bundesgenossen hat die sogenannte positive Richtung in dem Referenten und Artikelschreiber der Bonner Zeitung gewonnen. Derselbe will es offenbar mit den hochstehenden akademischen Gesinnungsgenossen Benders nicht verschütten und so gab er sich auch dem Tischgespräch gegenüber, solange er den Verfasser in diesen Kreisen vermutete, den Anschein großer Objektivität. Seit er aber den wahren Autor in einem für seine Carriere völlig ungefährlichen Subjekt entdeckt zu haben glaubt, ergreift er mit beiden Händen die Gelegenheit, sich mittelst des fadesten Altweibergewäsches über die alles zerstörende, hämische, boshafte Schrift der herrschenden pietistischen Partei zu empfehlen. Ich wünsche ihm von Herzen guten Erfolg.

uns darum gleich vor dem großen Publikum als Roués auszuschreien, das ist doch mehr als wir verdient haben.

Pastor Krüger hat bei dieser Gelegenheit für die Pfarrer seiner Art die asketische Zucht in Anspruch genommen, während ihm die Rationalisten mehr oder weniger für Lebemänner gelten. Doch ist es, meine ich, mit diesem Unterschied so weit nicht her. Der ehrliche Blum in Voſſens Luiſe und der Pfarrer in Hermann und Dorothea, auf welche Amtsbrüder Krüger mit so viel Indignation herabblickt, sind allerdings keine Helden der Askese, aber sie kennen und beherzigen, wie es tüchtige Menschen jeder Art thun, das Goethesche Wort:

Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinen Lüsten lebt.
Wer sich und andre recht zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

Daß andererseits auch die pietistischen Pfarrer an allen wesentlichen Lebensgenüssen teilnehmen, ist im Laufe unseres Tischgesprächs genugsam beleuchtet worden und wird von unbefangenen Beobachtern schwerlich in Abrede gestellt werden.

Im Praktischen ist es mit der mittelalterlichen Askese in der evangelischen Kirche vorbei und der kleine Unterschied, daß die Orthodoxie sich sehr viel besser auf die Ertragung der Langenweile versteht als der Rationalismus, hat nicht viel zu bedeuten. Der eigentliche Streitpunkt liegt auf dem theoretischen Gebiet.

Daß die Formen, in welchen einst die Gottesverehrung sich aussprach, nicht für alle Zeiten verbindlich sind, daß die Gegenwart ebenso ein Recht hat, den adäquaten Ausdruck für ihr religiöses Leben zu bestimmen als die Vergangenheit, wollen die Vertreter des orthodoxen Pietismus nicht zugeben. Sie wollen die Nation im Kinderglauben fest halten, weil sie es selbst ihrer Natur am angemessensten finden, darin zu verharren. Den Erhalter der Welt stellen sich die Kinder wie

ihren Vater, die Knechte wie ihren Herrn, die Völker wie ihren König vor. Sie glauben ihn von Dienern umgeben, die er jeden Augenblick zum Schutz oder zur Bestrafung der Seinen entsenden kann. Es ist ein weiter Weg, bis man von diesem Standpunkte aus zu der Anerkennung der unabänderlich waltenden Naturgesetze gelangt. Aber die Culturvölker haben in ihren hervorragendsten Vertretern sich zu dieser Anerkennung emporgearbeitet und die unbedingte Gültigkeit der bis jetzt erkannten Naturgesetze erscheint ihnen weit großartiger und erhebender als die Vorstellung, daß Gott durch Engel oder Teufel fortwährend den natürlichen Verlauf der Dinge unterbreche. Ein Priesterstand, der Mysterien verwaltet, verträgt sich allerdings mit der modernen Weltanschauung nicht. Die Eitelkeit, die einen besondern Rechtstitel auf den göttlichen Schutz verlangt, findet dabei ihre Rechnung nicht mehr. Keiner Religionsform kann der Anspruch zuerkannt werden, die einzig berechtigte zu sein. Um so mehr aber wird man bereit sein, die geschichtliche Gleichberechtigung der verschiedenen Symbole der Gottesverehrung anzuerkennen und der Fanatismus wird zugleich mit der Gleichgültigkeit gegen die überlieferten Cultusformen verschwinden.

Der Pietismus aber steht dieser Entwicklung händeringend gegenüber. „O weh der großen Babylon! Herr, tilge sie von Deiner Erden, Laß sie im Pfuhl gebraten werden, Und, Herr, dann gieb uns ihren Thron!“ Kein Wunder, daß sich die denkenden Männer von ihm abwenden und daß seine Vertreter unter der Geistlichkeit die Führung im öffentlichen Leben eingebüßt haben. Sie nehmen unter der kleinen Schaar ihrer Getreuen etwa eine Stellung ein, wie in früheren Jahrhunderten die Sektenhäupter. Nur die Frauen als die Trägerinnen überlieferter Sitte und dem öffentlichen Leben mehr abgewandt, halten ihn einstweilen noch aufrecht. Daß dem so sei, ist auch dem Auge des Oberhirten der evangelischen Kirche in der Rheinprovinz nicht entgangen.

„Sieht man sich die evangelische Gemeinde an," sagt der Generalsuperintendent Dr. Baur in seiner Neujahrsencyklika[1]), „man könnte versucht sein, in den alten heidnischen Vorwurf zu verfallen, das Christentum sei eine Religion für Frauen. Im öffentlichen Gottesdienst sieht man Frauen überall, Männer nur hier und da. Wie oft muß die Frau allein den Gang zum Abendmahl machen. — In Werken der Barmherzigkeit stehen die Frauen mit Rat und That voran. Die meisten unserer Männer sind keine christliche Bekenner" — u. s. w.

Das war keineswegs immer der Fall! Im Zeitalter der Reformation z. B. hatten die Männer die Führung und die Weiblein mußten einfach folgen. Damenprediger, die heute als Generalsuperintendenten, Hofprediger und Schriftsteller das große Wort führen, haben im sechzehnten Jahrhundert keinen nennenswerten Einfluß. Die Erklärung liegt nahe genug. Luther trug das Banner des Fortschritts und kühner wie er hat kaum jemand eine neue Weltanschauung und neue Zeit eröffnet. Seine Grundlehre, die Rechtfertigung durch den Glauben, hatte ihren eigentlichen Kern in dem Bestreben, den einzelnen Menschen in seinem religiösen Leben von kirchlichen Bußwerken und priesterlicher Vermittlung völlig frei zu machen. Dieses praktische Interesse hat er nie aus den Augen verloren und ist dadurch, indem er die Gewissensfreiheit, wenn auch noch umschleiert, auf den Schild erhob, einer der größten Wohlthäter der Menschheit geworden. Die Dünkel und Genossen aber benutzen eben dieses Dogma in ganz entgegengesetzter Weise. Ihnen muß es als Mittel dienen, den einzelnen Gläubigen an die überlieferten Cultusformen, an den Prediger zu ketten. Denn jene pietistische Grundstimmung, die zwischen Selbsterniedrigung und Selbsterhöhung fortwährend auf und nieder schwankt, jene Schauer der Verdammnis und der Ver-

---

[1]) Kirchliche Monatsschrift. Organ für die Bestrebungen der positiven Union. 3. Jahrgang. 4. Heft. S. 241.

söhnung, jenes Erschrecken vor dem Richter und Hinflüchten zum Kreuz, ist doch am ersten in der Kirche unter dem Eindruck des Wortes und Sakraments zu erreichen, das der Geistliche verwaltet. Konsequenterweise sollte der Pietismus etwas Ähnliches erfinden wie die katholische Messe, die in weihevoller Symbolik, von der Musik herrlich begleitet, den leidenden und erhöhten Christus fast dramatisch vor Augen und Ohren stellt.

Thätige und tüchtige Männer aber haben überhaupt nach dieser Charfreitagsstimmung kein Verlangen. Ihnen ist vielmehr die Predigt des Pfarrers von Grünau aus der Seele gesprochen:

Weg denn, niedriger Wahn, durch Tön' unverständlicher Formeln
Und durch Tempelgebräuch und Satzungen werde gedient ihm,
Wie vom höfischen Trupp Aufwartender, denen er dankbar
Ohn' ihr Thun anrechne der Seligkeit würdige Tugend!
Weg unmännliche Klag' um den Göttlichen, der wie die Sünder
Als Unsündiger starb! Wer weint um des Sokrates Giftkelch?
Wer um die Flamm', aus welcher, ein Gott, aufstrahlte Herakles?
Soll an erhabenem Sinn der Heid uns nehmen den Vorrang?
Weg, ihr Martergebilde der Kreuzigung! Er, den des Todes
Bittre Schmach nicht beugte, der Held mit dem Siegespanier schwebt
Freudig empor, daß wir selber aus Staub aufstreben zum Aether!
Hebe den Glauben das Bild des thätigen Helden zur Thatkraft![1])

In der That, wer mir fortwährend ein schlechterdings unerreichbares Ideal vor Augen stellt, um mir das Selbstvertrauen zu nehmen und mir seinen Glauben aufzunötigen, wer mir verbieten will, mich der kleinen oder großen Siege zu freuen, die ich aus eigenem Antrieb über meinen egoistischen Willen und mein befangenes Erkenntnisvermögen davontrage, wer mir jede Fähigkeit zum Guten abspricht, wenn ich mich

[1]) Voß, Luise. Zweite Idylle. 511—522.

nicht auf dem von ihm verkündeten Heilswege zu dem einzig Guten führen lasse, der macht mir den Eindruck des Charlatans, der ein Universalmittel für alle Schäden zu haben vorgiebt, und ich mag ihn nicht zum Führer.

Vollends dann nicht, wenn er uns zugleich zum düstersten und für die Menschheit verhängnisvollsten Aberglauben zurückführen möchte! Wer einmal in die wahrhaft gräßlichen Akten der Hexenprocesse einen Blick geworfen, der weiß, was es mit dem Glauben an den persönlichen Teufel, an den Teufel Luthers für eine Bewandnis hat. Herr Pastor Krüger soll in Bonn behauptet haben, er halte auch in dieser Beziehung an Luthers Glauben fest. Das ist entweder Unwissenheit oder gemeinschädliche Selbsttäuschung. Für Diejenigen, welche den Teufel Luthers, diese groteske Ausgeburt mittelalterlichen Aberglaubens, noch nicht ausreichend im Tischgespräch charakterisirt finden, habe ich im Anhang einige der bemerkenswertesten Aussprüche aus den colloquia zusammengestellt.

Vom Teufel zu meinem Großonkel, dem alten Voltaire, ist in den Augen des Herrn Pastor Krüger nur ein Schritt. Und so möchte ich auch von diesem noch ein Wörtchen sprechen. Die Deutschen bringen gewöhnlich schon aus der Schule ein so gehässiges Vorurteil gegen den oberflächlichen, eitlen, gottlosen, frivolen, rachsüchtigen, boshaften Franzosen mit, daß sie es für eine patriotische Pflicht halten, von ihm weiter keine Notiz zu nehmen. Höchstens, daß sie noch die trefflichen Vorträge lesen, die Strauß vor 14 Jahren der Prinzessin Alice von Hessen über Voltaire gehalten. Nun wird ja niemand Voltaires Charakter als fleckenlos bezeichnen oder auch nur seine mannigfachen Fehler entschuldigen wollen. Ebensowenig kann man ihn als profunden Historiker gelten lassen und seine kritischen Grundsätze vollständig billigen. Aber andererseits muß doch auch betont werden, daß unter den Franzosen, Deutschen und Engländern des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts keiner kühner, unablässiger und erfolgreicher für die

Sache der gesunden Vernunft und des gesunden Gefühls gestritten hat als Voltaire. Lessing hat, nicht ohne persönliche Erbitterung, seine Machtstellung im Gebiet der Poesie zu erschüttern gesucht, während Goethe zwei seiner Dramen in's Deutsche übersetzte. Der größte König von Preußen hat ihm in der Berliner Akademie die Gedächtnisrede gehalten, nachdem er von seinen Jünglingsjahren ab im lebhaftesten Verkehr mit ihm gelebt. Benjamin Franklin führte Voltaire seinen Enkel zu, daß er ihm die Hand segnend aufs Haupt lege. Und ganz abgesehen von den Huldigungen der Zeitgenossen, des Mannes, der angesichts des nahen Todes im 84. Jahr sein Glaubensbekenntnis in die Worte faßte: „Ich sterbe in Anbetung Gottes, in Liebe zu meinen Freunden, ohne Haß gegen meine Feinde und mit Verwünschung des Aberglaubens", des Mannes braucht man sich nicht zu schämen. Und wenn auch die Nachäffer der großen Patrioten von 1813 sich darüber noch so entrüstet gebärden, wir sehen in Voltaire einen willkommenen Bundesgenossen im Kampf wider die Beschränktheit, Selbsttäuschung und Heuchelei des Pfaffentums, das im wesentlichen zu allen Zeiten dasselbe ist. Voltaire mag denn auch zum Schluß dieses Briefes das Wort führen. Seine Prosa ist, dünkt mich, fast noch klarer und schöner als seine Verse.

Unter der Regierung des Kaisers Arkadius, so erzählt er im philosophischen Wörterbuch, kam Dr. Wortfechter, ord. Professor am theologischen Stift in Konstantinopel, nach Scythien und verweilte dort am Fuß des Kaukasus in einer Art Sommerfrische. Auf seinen Wanderungen in's Gebirge traf er eines Tages eine wunderbare Gesellschaft. Ein Greis Namens Dondindac lag in einem niedern Eßzimmer zwischen Schafstall und Scheune auf den Knieen; mit ihm seine 5 Söhne und Töchter, Verwandte und Freunde. Alle sangen Gott ein Loblied, nachdem sie eben ihr bescheidenes Mahl beendet hatten. Was machst du da, Götzendiener? rief Wortfechter ihn an. Ich bin kein Götzendiener, erwiederte Dondindac. Du mußt es schon

deshalb sein, weil du kein Grieche bist, fuhr der Professor fort. Wohlan, sage mir, was sangst du da in deinem scythischen Kauderwelsch? Alle Sprachen sind in Gottes Ohren gleich, gab der Scythe zur Antwort; wir sangen sein Lob. Höchst sonderbar! rief der Theologe, eine scythische Familie, die zu Gott betet, ohne von uns unterrichtet zu sein. Hierauf ließ er sich, da er ungefähr so viel scythisch als der Scythe griechisch verstand, mit Dondindac in ein Gespräch ein. Dieses Gespräch ist einem Manuscript, das jetzt in Konstantinopel bewahrt wird, aufgefunden worden.

Wortfechter. Laß sehen, ob du deinen Katechismus verstehst. Warum betest du zu Gott?

Dondindac. Weil es recht ist, das höchste Wesen, von dem wir alles haben, anzubeten.

Wortfechter. Für einen Barbaren nicht so übel. Und um was bittest du?

Dondindac. Ich danke ihm für die Wohlthaten, deren ich genieße und auch für die Leiden, durch welche er mich prüft. Aber ich hüte mich, ihn um etwas zu bitten; er weiß besser als wir, was uns vonnöten ist. Auch müßte ich fürchten, daß mein Nachbar um Regen flehte, während ich um schönes Wetter bäte.

Wortfechter. Ich dachte es mir doch, daß so eine Dummheit kommen würde. Fassen wir die Sache gründlicher an! Wer hat dir gesagt, Barbar, daß es einen Gott giebt?

Dondindac. Die ganze Natur.

Wortfechter. Damit kommen wir nicht aus. Welche Vorstellung hast du von Gott?

Dondindac. Die Vorstellung, daß er mein Schöpfer und mein Herr ist, der mich belohnen wird, wenn ich etwas Gutes und bestrafen, wenn ich etwas Schlechtes thue.

Wortfechter. Kleinigkeiten, Armseligkeiten das! Kommen wir zur Hauptsache! Ist Gott in irgend einer besonderen Be-

ziehung (secundum quid, wie wir Theologen ſagen) abſolut oder iſt er es nach ſeinem Weſen im allgemeinen?

Dondindac. Ich verſtehe Euch nicht.

Wortfechter. Tölpel! Befindet ſich Gott an irgend einem beſtimmten Ort oder iſt er außerhalb jedes Ortes oder iſt er an jedem Ort?

Dondindac. Davon weiß ich nichts. Ganz wie es Euch beliebt.

Wortfechter. Dummbart! Iſt Gott imſtande, das, was geſchehen iſt, ungeſchehen zu machen? Sieht er die Zukunft als Zukunft oder als Gegenwart? Wie fängt er's an, die Welt aus dem Nichts hervorzurufen und die vorhandene wieder in das Nichts zu verwandeln?

Dondindac. Ich habe dieſe Dinge niemals geprüft.

Wortfechter. Welch ein Kindskopf! Aber ſteigen wir zu ſeinem Ideenkreiſe herab! Sage mir, mein Freund, glaubſt du, daß die Materie von Ewigkeit her exiſtirt?

Dondindac. Was geht's mich an, ob ſie das thut oder nicht thut. Ich exiſtire jedenfalls nicht von Ewigkeit her. Aber Gott iſt immer mein Herr. Durch ihn iſt mir in's Herz gegeben zu wiſſen, was recht iſt. Ich will ja nicht Philoſoph, ich will Menſch ſein.

Wortfechter. Man kommt mit dieſen Dickköpfen nicht von der Stelle. Wohlan denn, Schritt für Schritt: Was iſt Gott?

Dondindac. Mein Herr, mein Richter, mein Vater!

Wortfechter. Darnach frage ich nicht. Was iſt ſeine Natur?

Dondindac. Mächtig und gut zu ſein.

Wortfechter. Ich meine, iſt er körperlich oder geiſtig?

Dondindac. Wie ſoll ich das verſtehen?

Wortfechter. Wie? Du weißt nicht, was ein Geiſt iſt?

Dondindac. Keine Ahnung! Was nützte es mir auch? Würde ich dadurch ein beſſerer Gatte, ein beſſerer Vater, ein beſſerer Hausherr, ein beſſerer Bürger?

Wortfechter. Du mußt durchaus lernen, was ein Geiſt iſt. Ein Geiſt iſt, ein Geiſt iſt, es iſt — ich werde es dir ein anderes Mal ſagen.

Dondindac. Ich fürchte faſt, Ihr ſagt mir weniger was er iſt, als was er nicht iſt. Inzwiſchen erlaubt mir auch meinerſeits eine Frage. Ich habe einmal einen Eurer Tempel beſucht. Warum malt Ihr Gott mit einem großen Bart?

Wortfechter. Das iſt eine ſehr ſchwierige Frage, die einen einleitenden Unterricht erfordert.

Dondindac. Bevor ich denſelben empfange, möchte ich Euch doch erzählen, was mir neulich begegnet iſt. Ich hörte nämlich einen Maulwurf mit einem Schmetterling über das neue Luſthäuschen debattiren, das ich jüngſt am Ende meines Gartens erbaut habe. Ein hübſcher Bau das, ſagte der Maulwurf; es muß ein ſehr mächtiger Maulwurf ſein, der das Ding gemacht hat. Du ſcherzeſt, meinte der Schmetterling; nur ein höchſt genialer Schmetterling kann dieſes Werk errichtet haben. Seit dieſer Zeit habe ich mich entſchloſſen, niemals mehr zu disputiren. —

So weit Voltaire und die Nutzanwendung liegt, meine ich, auf der Hand. Bei'm Debattiren mit den Buchſtabengläubigen und Wortfechtern kommt allerdings nichts heraus; unbefangene Herzen und Augen aber werden ſich der Erkenntnis nicht verſchließen, daß der Gott, welchen Chriſtus in der Bergpredigt verkündet hat, dem des Dondindac ähnlicher iſt als dem der alten und neuen Bekenntnisgläubigen. Der Gott, zu welchem man nur durch Wunder und Offenbarung gelangen kann, erfordert auch immer wieder einen beſondern Prieſterſtand, der ſeine Myſterien verwaltet und in dieſen eigentlich den Kern der Religion findet. Die Prieſter aber ſind in allen Religionen von gleicher Art; die katholiſchen und evangeliſchen ſehen ſich ſo ähnlich, daß Goethe davon dichten konnte:

Reformation hätt' ihren Schmaus
Und nahm den Pfaffen Hof und Haus,

Um wieder Pfaffen hinein zu pflanzen,
Die nur in allem Grund der Sachen
Mehr ſchwätzen, weniger Grimaſſen machen.

Dieſe letzteren werden ſich natürlich auch an unſerem Tiſchgeſpräch ärgern. Pfarrer aber, welche ihren Beruf darin ſehen, ihrer Gemeinde in der Erkenntnis der ewigen und irdiſchen Dinge, im unabläſſigen Forſchen nach Wahrheit voranzuſchreiten und alle idealen Intereſſen nach Kräften zu fördern, werden das Büchlein freundlich aufnehmen, wie Du es gethan haſt, mein lieber Oberbürgermeiſter.

J. M. Arouet.

Das Tischgespräch auf dem Rheindampfer.

Personen:

Prälat Nullo.
Hofprediger Sabel.
Pastor Dünkel.
Oberbürgermeister Hoffmann.
J. M. Arouet.

Das Gespräch findet auf dem Dampfbot „Deutscher Kaiser" im Jahre des Heils 1884 statt.

Prälat Nullo. Grüß Gott, Herr Hofprediger! Führt Sie der Frühling auch wieder einmal an unseren schönen Rhein?

Hofprediger Sabel. Weniger der Frühling als die innere Mission, Hochwürden. Ich bin um Vorträge in einigen süddeutschen Städten ersucht worden. Der warme Sonnenschein verlockte mich und meinen Reisegefährten, (er stellt vor: Pastor Dünkel aus dem Bergischen) in Coblenz die Eisenbahn mit dem Dampfschiff zu vertauschen. Und Sie, Herr Prälat?

Prälat. Ich habe in Neuwied eine kleine Erbschaft erhoben

Hofprediger. Ah! gratulire!

Prälat. Und kehre nun nach Hause zurück. Mein Freund (Oberbürgermeister Hoffmann) hat mich bestimmt, die Fahrt zu Schiff zu machen; aber ich finde, es ist doch noch etwas kalt und windig hier oben. — Haben Sie schon zu Mittag gegessen, Herr Hofprediger?

Hofprediger. Ich hatte vor, das hier abzumachen und an der Table d'hote teilzunehmen, aber die Gesellschaft gefällt mir nicht. Ueberall diese Semiten und Engländer, davon habe ich nachgerade genug und möchte wenigstens auf der Reise verschont bleiben.

einen Platz belegen = to secure a place

Prälat. Kann mir's denken, Herr Collega! Aber was meinen Sie, wenn wir mit unseren beiden Freunden das Rauchkabinet belegten (secure) und uns dahin das Essen bestellten?

Hofprediger. Ganz einverstanden und wenn Sie, meine Herren, nichts dagegen haben —

Oberbürgermeister Hoffmann und Pastor Dünkel. Im Gegenteil. Sehr angenehm.

Prälat. So treten Sie ein! Kellner, ein Diner für vier Personen! Oder wissen Sie noch einen Tischgenossen, meine Herren, damit wir den Platz ausfüllen und von fremden Eindringlingen (intruders) verschont bleiben?

Oberbürgermeister. Ich erwarte in Lahnstein meinen Freund Arouet, einen Privatgelehrten. Ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie ihm den letzten Platz reserviren wollten.

Prälat. Natürlich! Decken Sie also für fünf Personen, Kellner, und bringen Sie die Weinkarte! Ich denke, wir beginnen mit einem leichten Mosel, Zeltinger vielleicht?

Oberbürgermeister. Wir überlassen uns ganz ihrer (satisfying and skilled) kundigen Führung.

Ueber Tisch.

Hofprediger. Das ist wirklich eine freundliche Fügung, daß wir uns hier finden mußten.

Prälat. Ja, Herr Hofprediger, hier im Rauchkabinet des „Deutschen Kaisers" sind Sie vor Engländern und Semiten so sicher (safe), wie Jonas im Bauch des Walfisches.

Pastor. Hier dürfen wir uns mit brüderlicher Offenheit aussprechen und ich habe noch so manches auf dem Herzen.

Hofprediger. Legen Sie nur los, lieber Dünkel! Sie wollen gewiß wieder von der Benderschen Festrede anfangen.

Pastor. Haben Sie die Rede gelesen, Herr Prälat?

Prälat. Zur Hälfte etwa, Herr Bruder; weiter bin ich nicht gekommen. Wir im Süden kennen ja die Sprache des Protestantenvereins zu genau, um in dieser Rede etwas Besonderes zu finden. Sie in Berlin sind in derselben Lage, Herr Hofprediger.

Hofprediger. Freilich, ich habe das Ding auch nur ganz flüchtig durchblättert. Wäre der Mann Redakteur eines unſerer Judenblätter anſtatt Dekan einer theologiſchen Fakultät, es würde kein Hahn nach dieſer Stilübung gekräht haben.

Oberbürgermeiſter. Ich hatte bisher noch keine Gelegenheit, die Rede zu leſen. Um ſo mehr wäre ich den Herren verbunden, wenn Sie mir einen Begriff davon beibrächten.

Prälat. Nun, der erſte Teil, ich meine das, was ich geleſen habe, iſt ſo übel nicht. Es kommt darauf hinaus, daß Luther an die Stelle des mittelalterlichen Lebensideals, der Weltflucht, der Möncherei, der Ertötung des Fleiſches die natürliche Sittlichkeit wieder in ihr Recht eingeſetzt habe. Ihm ſei die Ehe heiliger geweſen als die Eheloſigkeit, tüchtige Berufsarbeit heiliger als klöſterlicher Müßiggang, die Staatsgeſetze heiliger als die willkürlichen hierarchiſchen Satzungen. Wenn man dazu noch ſein unerſchütterliches Gottvertrauen rechne, ſo habe man die Hauptſtücke des chriſtlichen Lebensideals, das Luther aus dem Schutt des mittelalterlichen Wuſtes hervorgezogen habe.

Hofprediger. Wenn's der Bildungsphiliſter in ſein geliebtes Deutſch überträgt, ſo kommt's auf den Weisſpruch hinaus, den man ohne jede Gewähr Luther zuſchreibt: Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang, der bleibt ein Narr ſein Leben lang. Von ſolcher Auffaſſung kann man nur das alte Wort wiederholen: Was daran wahr iſt, iſt nicht neu, und was daran neu iſt, iſt nicht wahr.

Oberbürgermeiſter. Neues finde ich auch nicht darin. Aber daß am Lutherfeſt das Recht der natürlichen Sittlichkeit gegenüber der mönchiſchen auf's kräftigſte betont wird, ſcheint mir doch ganz in der Ordnung.

Prälat. Darin ſtimme ich Ihnen völlig zu, Herr Oberbürgermeiſter. Ehren wir den großen Reformator mit einem Glaſe zu ſeinem Gedächtnis, meine Herren! — (Sie trinken.) Und jetzt, denke ich, gehen wir zum Rauenthaler über. — Kellner, eine Flaſche Rauenthaler!

Oberbürgermeister. Eines ist mir allerdings nicht ganz klar. Warum nämlich Berufstreue, Hochhaltung der Ehe und der Staatsgesetze, Gottvertrauen das spezifisch christliche Lebensideal genannt werden. So viel ich weiß, kam das Ideal der griechischen und römischen Weisen so ziemlich auf dasselbe heraus.

Hofprediger. Sehr wahr und noch viel mehr das der Juden. Unsere Reformjuden hören ja von ihren aufgeklärten Rabbinern schlechterdings nichts anderes. Und an dem Resultat dieses Evangeliums, das zum einen Ohr herein, zum andern hinausgeht, kann man auch den Wert desselben hinlänglich ermessen. Was ist denn da spezifisch christlich?

Prälat. Bender meint, Luther habe dieses sein Lebensideal direkt dem geschichtlichen Leben Christi entnommen, und ich glaube, es ist etwas Wahres daran.

Pastor. Wenn Bender weiter nichts gesagt hätte, wäre die Rede wirklich des Aufhebens nicht wert. Sie haben nur den Anfang gelesen, Hochwürden. Weiterhin aber wird ein Unterschied gemacht zwischen Luther, dem Reformator, und Luther, dem scholastischen Theologen; der erste wird so hoch erhoben als der zweite herabgesetzt.

Oberbürgermeister. Neu ist auch diese Auffassung nicht. Ich las vor kurzem das Buch von Heinrich Lang über Luther —

Pastor. Neu ist aber und völlig unerhört, welche Folgerungen der Dekan unserer theologischen Fakultät aus seiner Auffassung zieht. Luther soll Reformator dadurch geworden sein, daß er das Christentum verweltlichte, wie er selbst in der Praxis jederzeit ein rechtschaffenes Weltkind geblieben sei. Seine Glaubenslehre aber, die doch auch die unserer Kirche ist, wird in die Rumpelkammer verwiesen. Daß Gott selbst in Christo Fleisch geworden, daß der Heiland uns mit seinem teuren Blut vom göttlichen Zorn errettet, daß wir ohne ihn alle der Hölle verfallen seien, teils durch die Erb-, teils durch die Thatsünde, kurz unsere ganze evangelische Heilslehre erscheint hiernach als

ein Produkt mittelalterlichen Wahns, an dem die antike Mythologie mehr Anteil hat als die Lehre Christi. So spitzt sich diese Festrede zu einem Dolchstoß in das Herz der kirchlichen Orthodoxie und des Pietismus zu, die ja gegenwärtig ganz ineinander gewachsen sind.

Hofprediger. Daß der Dekan einer evangelischen Fakultät so spricht, ist allerdings stark. Im übrigen habe ich diese Dinge schon vor dreißig Jahren als Student in Tübingen gehört. Ich weiß nicht, warum Sie sich darüber so ereifern, lieber Dünkel.

Pastor. Wie? Ich soll mich nicht ereifern, wenn da von der Weltscheu der pietistischen Orthodoxie, von ihrem Mißtrauen gegen unser Kulturleben, von ihrer sentimentalen Jesusliebe, ihrem Buchstabendienst und ihrer Wundersucht gesprochen wird; wenn von unserem allerheiligsten Glauben, von dem Mysterium, das auch die Engel gelüstet zu schauen, gesagt wird, er habe die Abstumpfung des sittlichen Ehr- und Pflichtgefühls, die Geringschätzung der Aufgaben, welche Haus, Beruf und öffentliches Leben an uns stellen, zur Folge? Nein, meine Herren, da kann ich mir nicht helfen, diese Rede, bei dieser Gelegenheit von diesem Professor gehalten, ist der größte Skandal, den wir je in der evangelischen Kirche der Rheinprovinz erlebt haben. Die ältesten Leute wissen sich nicht zu erinnern. Es ist der Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte, es ist ein gewisses Zeichen, daß der jüngste Tag nahe ist, daß der Herr kommt.

Hofprediger. Ich weiß doch nicht, was da so sehr zu verwundern ist. Dieser Bender ist eben auch eins der Früchtchen des Falk'schen Regiments. Wer Wind säet, wird Sturm ernten. Was brauchte Falk den Menschen von Worms wegzuholen, wo er inmitten der festduseligen Bevölkerung als simpler Gymnasiallehrer recht am Orte war, und ihn uns in Preußen ohne weiteres als Professor der Theologie aufzunötigen? Daß der Herr jetzt gar Dekan geworden, ist ihm zweifelsohne in den Kopf gestiegen. Er möchte sich seines Meisters würdig beweisen und ein zweiter Luther werden. Wenn etwas Martyrium dazu

kommt, was ich beiläufig für sehr angemessen halte, kann er es vielleicht zu einem neuen Abklatsch von Uhlich, Wislicenus und Konsorten bringen.

Prälat. Jedenfalls soll er uns diesen Mittag den Appetit nicht verderben. Der Salm ist wirklich vorzüglich und der Wein auf unseren Dampfern läßt, wenn er gut gekühlt ist, nichts zu wünschen übrig. Sie sind im Eifer der Rede zu kurz gekommen, Herr Bruder Dünkel. — Aber, was ich sagen wollte, meine Herren, wie friedlich sind wir doch hier vereint, obwohl wir aus verschiedenen Himmelsstrichen zusammengekommen sind und uns teilweise heute zum ersten Male sehen. Es lebt sich doch am besten im Frieden. Seit bei uns der Kulturkampf beendet ist, befinden wir uns noch einmal so wohl und selbst bei'm Lutherfest ist es zu keiner Reibung mit den katholischen Amtsgenossen gekommen. Lassen Sie uns die Gläser füllen und auf die künftige Wiedervereinigung aller getrennten Glieder, auch der verirrten Schafe, zu einer Herde anstoßen. (Sie trinken.)

Hofprediger. Wir könnten dann unsere ganze Kraft gegen den Fortschritt und die Reformjuden wenden.

Prälat. Das sind in der That schlimmere Feinde als dieser Professor in Bonn, der nach den Erfahrungen, die er jetzt macht, gewiß bald genug in ein ruhiges Fahrwasser einlenken wird. Aber Sie sind ja so still, mein lieber Oberbürgermeister! Das Gespräch wird Ihnen zu theologisch sein.

Oberbürgermeister. Ich stehe allerdings nicht auf Ihrem Standpunkt, meine Herren; allein da ich nicht Theologe bin, auch das strittige Objekt, die Benderſche Festrede, nur durch Ihre gütigen Mitteilungen kenne, so möchte ich die Eintracht nicht stören.

J. M. Arouet tritt ein.

Arouet. Erlauben die Herren, daß ich mich zu Ihnen setze? Ich hörte draußen, daß Herr Oberbürgermeister mich hier erwarte.

Oberbürgermeiſter (vorſtellend): Herr Arouet, von dem ich vorhin ſprach. Darf ich auch die Herren vorſtellen? — Du ſiehſt, Arouet, wir haben für Dich decken laſſen. Du kommſt wenigſtens noch zum Braten, haſt aber ſchon viel Gutes verſäumt.

Prälat. Bei dieſer Gelegenheit könnten wir denn zum Rüdesheimer übergehen. Aller guten Dinge ſind drei.

Oberbürgermeiſter. Aber eine vierfache Schnur hält deſto feſter. Laſſen wir gleich auch eine Flaſche Johannisberger kalt ſtellen. — Du haſt uns in einem theologiſchen Geſpräch unterbrochen, Arouet.

Arouet. Bitte recht ſehr es wieder aufzunehmen! Theologiſche Geſpräche ſind mir unter allen die liebſten und ich begreife gar nicht, warum die gute Geſellſchaft denſelben heutzutage ſo ängſtlich ausweicht.

Prälat. Weß das Herz voll iſt, davon redet der Mund. Unſere gute Geſellſchaft ſteckt ſo voller Politik und Hofintereſſen und Muſik und Theater und Malerei, daß in dem engen Herzen für gewöhnlich gar kein Platz mehr für theologiſche Fragen bleibt. — Haben Sie Theologie ſtudirt, Herr Aronet?

Arouet. Allerdings, Hochwürden; aber mehr zu meiner Beruhigung als in Erwartung eines Kirchenamtes.

Paſtor. So haben Sie auch wohl von der Rede des Dekan Bender in Bonn Notiz genommen. Nun, wie denken Sie darüber?

Arouet. Mein unvergeßlicher Lehrer, der ſelige Vilmar in Marburg, pflegte dergleichen als die Rhetorik der theologiſchen Sansculotten und Jakobiner, die Rhetorik der Gaſſe und Fiſchbude zu bezeichnen.

Hofprediger. Ganz à la Vilmar! Das trifft den Nagel auf den Kopf!

Arouet. Nur der, meinte Vilmar, dürfe Lehrer der Theologie werden, der an ſeinem eigenen Herzen die göttlichen Heilsthatſachen erlebt habe. Ein ſolcher aber wird ſie auch

als Thatsachen anerkennen und sie nicht zu philosophischen Allgemeinheiten verflüchtigen.

Pastor. Mir ganz aus der Seele gesprochen! Nur der kann die großen Wunder Gottes verkündigen, der die Mark und Bein erschütternde aber seelenrettende Bekehrung durchgemacht hat. Wer nicht zu seinem Heiland sprechen kann: „Ich war ein wilder Reben, Du hast mich zahm gemacht"; wer nicht mit Christo gestorben ist —

Arouet. Und niedergefahren zur Hölle

Pastor. Und am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten, der sollte sich nicht zum Lehrer der Theologie aufwerfen. Bileams Eselin weiß von der Wundermacht Gottes mehr zu erzählen als dieser Bender, der ganz offen bekennt, daß er die Lehren von der Dreieinigkeit, von der Höllen- und Himmelfahrt Christi, kurz so ziemlich sämtliche Artikel der ökumenischen Bekenntnisse nicht mehr in dem Sinne bekennen und lehren könne, in welchem die Urheber sie bekannt und gelehrt haben.

Arouet. Mir erscheint bedenklicher als alles übrige, daß er Hölle und Teufel für Erfindungen des Klerikalismus erklärt.

Pastor. Sie haben recht; er glaubt nicht mehr an den persönlichen Teufel und sagt das so leichthin und nebenbei, als ob er bei allen Zuhörern dasselbe voraussetzte.

Oberbürgermeister. Findest Du das wirklich auffallend, Arouet?

Arouet. Aber ich bitte Dich, am Lutherfest Luthers Lebensideal uns anpreisen und dabei den persönlichen Teufel leugnen, das ist doch wirklich stark. Eher wollte ich bei dieser Gelegenheit noch auf den Glauben an die heilige Trinität verzichten. Denn in diesem Stück hält sich Luther einfach an die ökumenischen Symbole; der persönliche Teufel aber ist einer der wichtigsten Factoren in seinem Leben wie in seiner Lehre.

Paſtor. Ohne ihn läßt ſich ja auch der Urſprung des Böſen und des Uebels in der Welt nicht erklären.

Arouet. Mit ihm läßt er ſich wenigſtens noch etwas hinter die Schöpfung des Himmels und der Erde zurückverlegen.

Hofprediger. Wenn Luther den Teufel den Urheber des Haders, des ungeduldigen Fortſchritts, des Aufruhrs und alles deſſen nennt, was einem ehrbarlichen Regiment entgegenſteht[1]), ſo ſpricht er damit eine große Wahrheit aus.

Arouet. Daß Hagel und Unwetter von ihm herrühren, daß er der Erfinder der Viehſeuchen iſt und das Getreide verdirbt und mit ſeinen Helfershelfern uns überhaupt alles Herzeleid anthut, kann nach Luthers großem Katechismus ſchlechterdings nicht bezweifelt werden[2]).

Paſtor. Wir erfahren in unſerem Amt nur zu oft die Wahrheit der Worte Luthers, „daß der Chriſt mitten unter den Teufeln ſitze, daß der Teufel ihm näher ſei denn ſein Hemde, ja ſeine eigene Hand und wir alſo ſtets mit ihm zu Felde liegen müſſen".

Oberbürgermeiſter. Irre ich nicht, ſo lehrt Luther auch, daß man mit dem Teufel einen Vertrag wie Fauſt ſchließen könne, um der Güter dieſer Erde teilhaftig zu werden[3])?

Paſtor. Die haarſträubenden Gräuelthaten der Nihiliſten, die Luſt- und Maſſenmorde und andere unerhörte Zeichen

---

1) manibus pedibusque obstat etiam, enixe studendo, ne qua in terris externarum rerum administratio aut civilis status, honeste et pacate institutus, diu consistat, inde tot passim lites, iurgia, caedes, motus, seditiones, tumultus et bella concitat. Cat. m. p. 525.

2) Insuper tempestates et grandines emittit e nubibus, aut contagione pecus inficit, aut corrupto coeli tractu aërem reddit pestilentem et tabificum. A. a. O.

3) Huc pertinent etiam illi, qui cum diabolo foedus ineunt, ut eos ampliter ditet, aut amicarum compotes faciat, aut pecus a contagione servet incolume, aut rem perditam restituat, cuius generis sunt incantatores, venefici et magicarum artium periti.

der Zeit machen allerdings eine solche persönliche Verbindung mit dem Fürsten der Finsternis sehr glaublich.

Arouet. Aber darin möchte ich doch nicht mit Luther übereinstimmen, daß mit Wasserköpfen behaftete Kinder Wechselbälge seien, von Dämonen und Gespenstern gezeugt und mit den kleinen Menschenkindern in der Wiege vertauscht. In Dessau hat er bekanntlich den Rat gegeben, eine solche kleine Teufelsbrut in die Mulde zu werfen, er wolle das verantworten[1]).

Pastor. Ich weiß doch nicht, ob Luther nicht auch darin tiefer blickt als unsere materialistischen Aerzte. Ich sah einmal ein Kind, kurz nachdem es von einem ungläubigen Prediger getauft worden war, in die fürchterlichsten Krämpfe fallen, daß seine Eltern selbst vor ihm erschraken und den Anblick des gräßlich entstellten Gesichts nicht aushalten konnten. Bei der Sektion fand sich Wasser im Gehirn und die Aerzte sprachen von Kinnbackenkrampf, aber wie das Wasser wenige Tage nach der Taufe ins Gehirn gekommen, wußten sie nicht zu erklären.

Oberbürgermeister. Unter allen Krankheiten sind die des Gehirns der Medizin noch am unzugänglichsten. Aber Sie wollen uns doch nicht glauben machen, Herr Pastor, daß die Taufe durch einen Ungläubigen die Gehirnwassersucht zur Folge habe?

Pastor. Direkt behaupten will ich das nicht. Aber der Zusammenhang der Dinge ist oft ein ganz anderer als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Der Herr geht in seinen Strafgerichten wunderbare Wege.

Oberbürgermeister. Jedenfalls möchte ich Ihnen den guten Rat geben, Kinder mit Wasserköpfen nicht in die Wupper werfen zu lassen. Vor Gericht würde Ihnen die Berufung auf Luthers Rat wenig helfen. Und wenn Sie vollends, meine Herren, an die Möglichkeit eines Paktes mit dem persönlichen Teufel glauben, da lassen Sie uns doch auch gleich die Hexenprocesse wieder einführen! Sie haben Luthers Autorität für

1) Vergleiche dazu den Anhang S. 49.

ſich und es hat ja wirklich die lutheriſche Kirche eben ſo viele Hexenmorde auf dem Gewiſſen als die katholiſche.

Prälat. Nur nicht gleich ſo hitzig, mein lieber Oberbürgermeiſter! Es verlangt ja niemand von uns, daß wir uns in allen Stücken der Autorität Luthers unbedingt unterwerfen. Luther ſelbſt hat ſich das ernſtlich verbeten; er verweiſt uns ausdrücklich und fortwährend von ſeiner Perſon auf die heilige Schrift.

Arouet. Nun, meine Herren, in der heiligen Schrift, namentlich in den Reden Jeſu, iſt der Glaube an den perſönlichen Teufel mindeſtens ebenſo ſicher begründet als der an die Trinität oder an die gänzliche Verdorbenheit der menſchlichen Natur und die Notwendigkeit des Opfertodes Chriſti. Jeſus ſieht den Satanas vom Himmel herunterfahren wie einen Blitz, auf Erden umhergehen wie einen brüllenden Löwen, er nennt ihn den Menſchenmörder von Anfang, den Fürſten dieſer Welt, durch den Sünde und Tod in die Welt gekommen, dem ein Reich von Dämonen zur Verfügung ſteht, die ſich der Menſchen bemächtigen können; Jeſus ſelbſt wird durch den Teufel von Ort zu Ort geſchleppt —

Prälat. Ganz Recht, ganz Recht, Herr Arouet! Chriſtus hält ſich eben an den Volksglauben ſeiner Zeit und für das Volk iſt der Teufelsglaube heute noch wie damals kaum zu entbehren. Ich nach meinem theologiſchen Bildungsgang ſtehe eigentlich in dieſer Sache Ihnen, mein lieber Oberbürgermeiſter, näher als den unbedingten Anhängern des perſönlichen Teufels. Aber ich bin weit entfernt, meinen Standpunkt mit der Heftigkeit Luthers für den allein berechtigten auszugeben. Ich bemühe mich, den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche zu ſein, auf daß ich beide gewinne. Ich ſpreche nicht wie Luther: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders“, ſondern: „Hier ſtehe ich, ich kann auch anders“. Die beſte Predigt für das Volk iſt darum nicht die beſte für den Hof. Meinen Sie nicht auch, Herr Hofprediger?

Hofprediger. Der Teufel ist für unser einen längst nicht das anzüglichste Stück in Luthers Leben und Lehre. Schon weil das Judentum mit seinem ausschließlichen bornirten Monotheismus so wütend gegen den Teufel angeht, möchte ich ihn als germanische Eigentümlichkeit festhalten.

Arouet. In der That, ein ehrlicher Deutscher, wie der selige Vilmar, sieht den Teufel noch heute mit leiblichen Augen (ganz unfigürlich gesprochen), wie er aus der Tiefe die Zähne gegen ihn fletscht, und er empfindet an der eigenen armen Seele seine Kraft, sein Lästern, sein Hohnlachen aus dem Abgrund.

Pastor. Ach, daß die Hülfe aus Zion käme, daß man an Stelle dieses Bender einen Jünger Vilmars auf den Lehrstuhl in Bonn setzte! Der würde seine Schüler vorbereiten auf das Grauen, in eine Seele hineinzusteigen, in welcher der Altfeind selbst seine Wohnung aufgeschlagen, dort in dessen funkelndes Schlangenauge zu blicken und Stirn gegen Stirn mit dem hohnlachenden Riesen des Abgrunds zu kämpfen.

Prälat. Sie machen einem ordentlich graulich, Herr Bruder! Es muß fürchterliche Menschen bei Ihnen geben. Preußen hat viel böser Geister, sagt auch Luther in den Tischreden. Ich meine aber, daß man nach Luthers Rat den Teufel am besten durch einen fröhlichen Angriff überwindet. Pereat diabolus! haben wir als Studenten gesungen, darauf lassen Sie uns wieder einmal anstoßen. — (Sie trinken.)

Oberbürgermeister (zum Hofprediger). Sie sagten vorhin, es gebe bedenklichere Dinge in Luthers Leben und Lehre für Ihre Stellung als seinen Teufelsglauben. Darf ich fragen? —

Hofprediger. Nicht für meine Stellung allein! Sie werden sich an die merkwürdigen Worte Sr. Majestät, unseres vielgeliebten Königs und nunmehrigen Kaisers, erinnern[1]), worin er der Orthodoxie in der evangelischen Kirche den Vorwurf

1) Ansprache an das Staatsministerium vom 8. Nov. 1858.

macht, sie sei dem segensreichen Wirken der evangelischen Union hinderlich in den Weg getreten, die Aufrechterhaltung und Weiterbeförderung der Union aber sei sein fester Wille und Entschluß.

Oberbürgermeister. Es waren zündende Worte von unermeßlicher Wirkung.

Hofprediger. Mit Luthers Leben und Lehre aber standen sie nicht eben im Einklang.

Arouet. Ganz gewiß nicht! Wissen Sie, was Luther von denen sagt, welche, über die Differenzpunkte in der Abendmahlslehre hinwegsehend, den Reformirten die Hand zum Frieden boten: „Verflucht sei solche Liebe und Einigkeit in den Abgrund der Hölle, darum daß solche Einigkeit nicht allein die Christenheit innerlich zertrennet, sondern ihrer nach teuflischer Art noch zu solchem Jammer spottet und sie närret. Wie reimt sich Christus und Belial? Wir wollen sie meiden, verdammen und strafen, weil wir Odem haben, als die Ketzer, Gotts Wort Verkehrer, Lästerer und Lügner“[1]).

Prälat. Das sind harte Worte, die ich nicht unterschreibe.

Arouet. Und wenn Luther im Papsttum das Tier aus dem Abgrund sieht und zum Kampf gegen die Römlinge mit den Worten auffordert: „Warum waschen wir nicht die Hände in ihrem Blut, wenn man doch Diebe und Räuber mit Galgen und Schwert straft?“ so wird auch das heute nicht mehr als kanonisch gelten können.

Pastor. Dazu kann ich mich auch nicht mehr bekennen.

Oberbürgermeister. Was folgt aber daraus, meine Herren? Sie machen Bender zum Vorwurf, er habe nicht das echt reformatorische Lebensideal gezeichnet. Nun wohl! In Luthers Leben ist der Mittelpunkt der Kampf gegen den leidigen Teufel,

---

1) Daß diese Wort Christi (Das ist mein Leib ꝛc.) noch fest stehen wider die Schwärmgeister. 1527.

der bald in der Gestalt der Römlinge, bald in dem der Schwarmgeister und der Schweizer ihm entgegentritt. Mir scheint, Sie sind von Luthers Lebensideal nicht minder weit entfernt als der Bonner Professor.

Prälat. Es ist etwas Wahres daran, Herr Arouet. Aber wie ich Ihnen schon andeutete, wir nennen uns nicht nach Luther, sondern nach dem Evangelio. Nicht wo der liebe teure Gottesmann in seinem Eifer über dasselbe hinausschießt, sondern wo er es aus dem Dunkel wieder an's Licht bringt, stehen wir freudig zu ihm. Wie sehr sind wir evangelische Geistliche z. B. ihm zu Dank dafür verpflichtet, daß er die Ehe Gott wohlgefälliger nennt als den ehelosen Zustand.

Arouet. Darin scheint mir Luther im vollen Widerspruch gegen das Neue Testament.

Prälat und Pastor. Aber bitte, bitte, Herr Arouet!

Arouet. Sie werden doch nicht in Abrede stellen, daß im Neuen Testament der eheloſe Zustand über die Ehe gesetzt wird?

Pastor. Wo mißbilligt denn der Heiland die Ehe? Erkennt er nicht vielmehr ihre göttliche Einsetzung ausdrücklich an?[1]) Sagt nicht Paulus: Wer sich verheiratet, der thut wohl, empfiehlt er nicht jüngeren Frauen die Ehe und rechnet das Verbot derselben zu den Teufelslehren der gnostischen Häresie?[2])

Prälat. Darin stehe ich ganz auf der Seite des Apostels.

Pastor. Kann man höher von der Ehe sprechen, als es im Epheserbrief geschieht, wo sie als Typus der geheimnisvollen Verbindung Christi mit der Gemeinde dient?

Arouet. Das letztere ist ein Bild für die Innigkeit des Verhältnisses, das nichts beweist. Dagegen spricht Paulus 1. Kor. 7 seine Ansicht ganz unzweideutig aus. Er läßt die Ehe nur als das kleinere von zwei Übeln gelten. Wer

1) Matth. 19, 3 ff. 2) 1. Kor. 7, 38 ff.

als Unverheirateter von ewiger Lüsternheit gequält oder zur Buhlerei gedrängt wird, der mag denn heiraten; andernfalls aber verdient die Virginität entschieden den Vorzug[1]).

Pastor. Das gilt doch nur mit Rücksicht auf die damalige unsichere und bedrängte Lage der Christen.

Arouet. Dann würde es Paulus auch eben damit begründet haben. Er sagt aber ganz allgemein, der Unverheiratete bemühe sich um die Sache und das Wohlgefallen Christi, während der Verheiratete in weltliche Sorgen hineingerate. Und gehörte denn nicht Paulus selbst wie Jesus zu denen, die sich der Ehe enthielten um des Himmelreichs willen? Johannes aber, der wie Jakobus seine Virginität bewahrt hat, sagt in der Offenbarung von den zwölfmal zwölftausend Erstlingen Gottes und des Lammes, daß sie sich mit Weibern nicht befleckt hätten, sondern jungfräulich geblieben seien[2]). Wenn der eheliche Verkehr befleckt, meine Herren, so liegt es in der That nahe, daß die Vorsteher der Gemeinde das gute Beispiel geben, sich davon frei zu halten.

Pastor. Sie vergessen, Herr Arouet, daß Paulus in den Pastoralbriefen den Presbytern und Diakonen ausdrücklich befiehlt ein Weib zu haben[3]).

Arouet. So widerspricht sich der Apostel nicht. Er sagt in jenen Stellen, sie sollen ein einziges Weib haben, wenn sie denn einmal heiraten müssen. Er eifert gegen die Vielweiberei. Freilich mag er nach seiner großartigen Weise auch von denen nicht hören, die aus der Ehelosigkeit ein allgemeinverbindliches Gesetz machen wollen. Aber sein treuer apostolischer Rat geht dahin, unverheiratet zu bleiben.

Prälat. Hat einer von uns den Rat befolgt? Nur Sie, Herr Oberbürgermeister! Da sieht man, daß die Kinder dieser Welt in ihrer Art klüger sind als die Kinder des Lichts.

---

1) 1. Kor. 7, 1. 7. 38. 40.

2) Offenb. 14, 4. 3) 1. Tim. 3, 2. 12. 5, 9. Tit. 1, 6.

Aber im Ernſt, meine Herren, das evangeliſche Pfarrhaus iſt eine der ſegensreichſten Früchte der Reformation. Stoßen wir einmal an auf unſere Frauen und Kinder! (Sie trinken.)

Oberbürgermeiſter. Wiſſen ſie, Herr Prälat, wie ein geiſtreicher Profeſſor die Fruchtbarkeit der evangeliſchen Pfarrfrauen erklärt?

Hofprediger. Da bin ich wirklich geſpannt. Die Thatſache iſt mir nämlich auch oft aufgefallen.

Oberbürgermeiſter. So hören Sie! Der katholiſche Cölibat war durchaus gegen Gottes Ordnung. Es waren viel mehr Seelchen vorhanden als Säuglinge, in die ſie hineinfahren konnten. Dieſe umſchweben und umſchwirren nun vorzugsweiſe die Pfarrhäuſer, wo ſie ſo lange umſonſt Einlaß begehrten. Das wirkt auf die jetzigen Beſitzer als ein fortwährender Reiz, es iſt wie eine Art Philoſophie des Unbewußten.

Paſtor. Mir fällts wie Schuppen von den Augen. Alſo darum mußte ich zum zweiten Male heiraten, nachdem mir meine erſte Frau bereits 9 Kinder geſchenkt hatte. Die armen Seelchen da draußen in meinem Garten, die auch gerne Menſchen werden wollten, am Werke der Erlöſung teilzunehmen, — Herr Oberbürgermeiſter, das ſcheint mir mehr als eine geiſtreiche Hypotheſe, das iſt ein Myſterium.

Hofprediger. Aber hören Sie, Herr Bruder, der Kinderſegen hat denn doch auch ſeine bedenkliche Seite. Sie machen einem, wenn ſie heranwachſen, tüchtig zu ſchaffen und bei unſerem durchaus nicht immer ſtandesgemäßen Einkommen bleiben ſelbſt die Nahrungsſorgen nicht aus.

Paſtor. Dagegen haben wir im Bergiſchen ein ebenſo einfaches als probates Mittel. Wir achten bei der Heirat darauf, daß die Frau den beſſer ſituirten Ständen angehört. Unſere reichen Fabrikanten und Bankiers ſtehen, Gott ſei Dank, noch unter dem Schall des Wortes und wenn ſie es auch nicht gerade gerne ſehen, ſo haben ſie doch nichts dagegen,

wenn ihre Töchter zu Paſtorinnen werden. Ich habe in dieſer Beziehung zweimal, mein Amtsbruder Leviſon ſogar dreimal Gottes überſchwängliche Güte erfahren dürfen.

Prälat. Für die Stellung der Geiſtlichkeit, für das Anſehen der Kirche iſt das allerdings ein außerordentlicher Gewinn. Das Ergebnis der kleinen Reiſe, die ich eben beendige, iſt mir auch in dieſer Beziehung ſehr wertvoll.

Arouet. Aber, meine Herren, wie weit ſind Sie doch vom altchriſtlichen Lebensideal entfernt! Das Evangelium weiß nicht anders, als daß die wahrhaft chriſtliche Geſinnung ebenſo unzertrennlich mit der Armut verbunden iſt als der weltliche Sinn mit dem Reichtum. Lehrt nicht Chriſtus, daß ein Kamel eher durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Himmelreich komme?[1]) Fährt nicht der reiche Mann zur Hölle, lediglich weil er ſeinen Reichtum genoſſen hat?[2]) Muß nicht, wer Jeſu nachfolgen will, verkaufen, was er hat, und es den Armen geben?[3]) Die Jünger Jeſu dürfen weder Gold noch Silber noch Erz in ihrem Beutel haben, ſie haben keine Reiſetaſche, weil ſie nicht zwei Kleider und zwei Paar Schuhe beſitzen[4]). Nichts beweiſt dem Verfaſſer der Apoſtelgeſchichte mehr die Vollkommenheit der erſten Chriſten als der Umſtand, daß ſie ſich des Privatbeſitzes entäußert haben[5]). Der Beſitz irdiſcher Güter, ſo weit er über die Grenzen des nächſten Bedürfniſſes hinausgeht, iſt entſchieden etwas für den Chriſten Ungehöriges.

Paſtor. Chriſtus will, daß wir beſitzen ſollen, als beſäßen wir nicht; daß wir den Reichtum als ein uns anvertrautes Gut anſehen ſollen, von deſſen Verwaltung wir Rechenſchaft ablegen müſſen.

Arouet. Wenn er weiter nichts verlangt hätte, ſo würde der reiche Jüngling wohl ſchwerlich betrübt von dannen

---

1) Matth. 19, 23. 2) Luc. 16, 19. 3) Matth. 19, 21.
4) Matth. 10, 9. 10. 5) Apg. 2, 44. 4, 32.

gegangen sein, so würden sich auch die Jünger nicht entsetzt, nicht gerufen haben: Ja, wer kann dann selig werden? [1]) Nein, Herr Pastor, Christus hat für sich und die Seinen die Armut dem Reichtum vorgezogen, er hat die Armen selig gepriesen; er hat diese schöne Frau im Bettlergewand seinem Volk angetraut. Die Kirche hat in dieser Beziehung keinen besseren Nachfolger Christi aufzuweisen, als Franz von Assisi, der sich auch die vollkommene Armut zur Lebensgefährtin erkor und darin das seligste Glück fand, wie es Dante so köstlich beschrieben [2]) und Giotto gemalt hat.

Prälat. Sie würden also den Bettelmönch unser einem vorziehen, Herr Arouet? — Erlauben Sie, daß ich Ihnen zum Kaffe eine vortreffliche Havanna anbiete, die ich in Neuwied unter den Fabrikaten der Brüderunität entdeckt habe. Ich bin stolz auf diese Entdeckung; die Cigarre wird in unserem Museum Furore machen.

Arouet. Danke Ihnen, Hochwürden! Glauben Sie ja nicht, daß ich die bescheidenen Freuden des Lebens selbst mißachte oder irgend wem mißgönne. Ich behaupte aber, mit dem altchristlichen Lebensideal hat das unsrige, selbst das unserer ehrwürdigen Seelenhirten, wenig mehr gemein. In einem komfortabeln Pfarrhaus am Familienglück und allen wesentlichen Erdengütern fröhlich teilzunehmen, behaglich durch die Welt zu reisen, um sich als Festredner feiern zu lassen, ein reiches Mädchen nach dem andern zu heiraten, Erbschaften zu erheben und dankbar zu benutzen, — man kann dabei ein frommer, ein pflichttreuer, ein liebevoller und liebenswürdiger Mensch sein, aber vom Kreuz Christi vermag ich darin nichts zu entdecken; man trägt dabei nicht, wie Paulus, die Wundenmale Jesu an seinem Leibe.

Hofprediger. Man muß doch auch dem Unterschied der Länder und Zeiten Rechnung tragen. Mit einer Lebens-

1) Matth. 19, 22. 25. 2) Paradiso 11, 55 ff.

art, die in Palästina zur Zeit Christi sich recht wohl mit dem apostolischen Beruf vertrug, würde man bei uns in fortwährenden Konflikt mit der Polizei geraten.

Oberbürgermeister. Das nicht allein! Wir sehen in der Ehe und dem rechtmäßigen Besitz Grundpfeiler der modernen Gesellschaft. Wir wissen, daß die höhere Cultur erst anfängt, wenn der Mensch über den bittersten Kampf um die Erhaltung des Daseins hinaus ist.

Arouet. Alles recht schön, meine Herren, aber mir scheint, Sie sind vom altchristlichen Lebensideal ebensoweit entfernt als vom reformatorischen.

Hofprediger. Ganz so friedlich und harmlos verläuft unser Leben denn doch nicht, wie Sie es sich denken, Herr Arouet. Meinen Namen z. B. schlägt die jüdische und liberale Presse mindestens alle Monat einmal an's Kreuz, und an Aerger, Arbeit und Kampf habe ich wohl mehr als irgend einer meiner Richter. Gleichwohl gebe ich Ihnen zu, daß unser Leben in der Praxis viel zu weltförmig ist. Unser gegenwärtiger Beruf hat eben seine der Welt zugekehrte Seite und je eifriger wir ihm obliegen, um so mehr muß oft die Sorge um der eignen Seele Seligkeit davor zurücktreten.

Pastor. Vergessen Sie auch das Materialprinzip unserer evangelischen Kirche nicht. Der Glaube thuts und nicht die Werke. Sola fide, dabei will ich verbleiben. Wo kein Glaube ist, sagt Luther, da ist allen guten Werken der Kopf ab und ihre Güte ist nichts. Wenn Sie aber sehen wollen, welche Früchte der evangelische Heilsglaube auch heute noch bringt, so fassen Sie die Werke eines Francke, eines Wichern, Fliedner und von Bodelschwingh, die Missionsarbeit unter Heiden und Christen, die Bibel- und Traktatgesellschaften, die Liebesthätigkeit an Armen und Kranken in's Auge, und gestehen Sie nur, daß es in unserer Zeit gerade unter den Pietisten an echten Jüngern Jesu nicht fehlt.

Arouet. Nur daß heute diese an sich sehr anerkennens-

werte Thätigkeit anstatt Schande, Gefängnis und Tod in engeren und weiteren Kreisen die größte Aufmunterung und Anerkennung findet. Und daß man davon so viel Aufhebens macht, ist gerade der deutlichste Beweis, wie selten noch Männer von altchristlichem Zuschnitt unter uns gefunden werden. Beiläufig finde ich dieselben mehr noch unter den Stillen im Lande, welche, der geräuschlosen Wirksamkeit des Knechtes Gottes folgend, das zerstoßene Rohr wieder aufrichten und den glimmenden Docht wieder anfachen, als in jenen Koryphäen des Pietismus, von welchen man nicht sagen kann: ihr Geschrei wird nicht gehört auf der Gasse. Wenn Sie sich aber auf den Glauben berufen, Herr Pastor, so sage ich Ihnen, Sie haben das altchristliche Lebensideal eben deshalb nicht mehr, weil Sie den altchristlichen Glauben nicht mehr haben.

Pastor. Das ist stark, Herr Arouet!

Arouet. Aber durchaus wahr! Denken Sie doch nur an den Eintritt des Christentums in die Welt. Der Stifter ging von der Voraussetzung aus, daß er der Generation, zu der er sprach, noch als Weltrichter in den Wolken des Himmels entgegen treten werde. Er und seine Apostel rüttelten die Herzen auf mit der Predigt vom bevorstehenden Endgericht und wenn bei Jesus in der Blüte seiner Wirksamkeit dieser Gedanke eine Weile zurücktritt hinter dem des organischen Wachsens seines Reiches, so bildete er doch den Mittelpunkt seiner Endreden und die feste Grundlage des Glaubens seiner Jünger. Maran atha, der Herr kommt, war das Erkennungszeichen der ersten Gläubigen. Die Gewißheit, das Ende der Welt werde eintreten, bevor noch die gegenwärtige Generation ganz ausgestorben, vielleicht schon in $3^1/_2$ Jahren, wie der Verfasser der Offenbarung meint, hing wie eine düstere Wetterwolke über den Gemütern. Welche ansteckende Kraft dieser Glaube hat, beweist die Entstehung des Islam nicht minder als die des Christentums; Donatus, Savonarola, die Schwarmgeister in alter und neuer Zeit geben auch dafür Zeugnis.

Die Unglücklichen, die Armen und Elenden, welchen der Acker dieser Welt nur Dornen und Disteln trägt, ergreifen mit Freuden den Glauben an eine Katastrophe, durch welche eine Ausgleichung stattfindet, die ihnen nur Vorteil bringen kann.

Hofprediger. Hätte die Rede Jesu ihren Höhepunkt in der Verkündigung des nahen Weltendes, so wäre es mit dem Aussterben der ersten oder zweiten Generation um ihre Wirksamkeit geschehen gewesen.

Arouet. Gewiß, wenn sie nichts weiter enthielt. Das behaupte ich aber entfernt nicht. Ich behaupte nur, daß dieser Glaube vorzugsweise für das altchristliche Lebensideal bestimmend war. Den ersten Gläubigen war diese Erde nur die Vorbereitungsanstalt für das nahe Gericht, ihr Blick glitt über die irdischen Güter hin zum Himmel, ja sie hießen alles willkommen, was die Bande löste, die sie an die Erde knüpften. Sie, meine Herren, thun sich etwas zu gut darauf, daß Sie den nationalen Bestrebungen nicht fern bleiben, Sie wollen nicht von den Segnungen der modernen Cultur ausgeschlossen sein, Sie liebäugeln mit der Wissenschaft, Sie finden es unpassend, daß der konsequente Pietist von unsern Klassikern so wenig wissen will als diese von ihm; kurz, Sie verstehen es vortrefflich, durch das Jammerthal zu gehen und sich daselbst Brunnen zu machen. In Ihren Beziehungen zu den höheren und höchsten Kreisen zeigen Sie vollends eine Schlangenklugheit, die weit über die der Weltkinder hinausgeht. Können Sie wirklich noch mit Paulus behaupten, daß Sie der Welt gekreuzigt seien und die Welt Ihnen?

Hofprediger. Das liefe dann wieder auf die Weltförmigkeit unseres äußeren Lebens hinaus, die ich mit einigem Vorbehalt bereits zugegeben habe. Was aber den Glauben an die Parusie betrifft, so halte ich ihn durchaus fest.

Arouet. Nur daß Sie dieselbe erst in unabsehbarer Zukunft erwarten und für die Gegenwart nicht weiter berücksichtigen.

Paſtor. Ob wir die Wiederkunft Chriſti in naher oder in ferner Zeit erwarten, iſt nach der Schrift unerheblich. Genug, wir glauben, daß Jeſus Chriſtus aufgefahren iſt gen Himmel und ſitzet zur Rechten Gottes, von dannen er wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und Toten. Inſofern ſind wir dem apoſtoliſchen Glaubensideal treu. Wir glauben ferner, daß Gott in Chriſto unſer Fleiſch und Blut angenommen und ſich dargeboten hat als ein Sühnopfer für die Sünden der Welt. Inſofern halten wir feſt am Glauben der Reformatoren und das iſt unſer Troſt und unſere Hoffnung im Leben und Sterben.

Arouet. Daß Sie dieſe Artikel zu glauben glauben, ſetze ich gern bei Ihrer Ehrlichkeit voraus. Ob Sie dieſelben aber im Sinne der Apoſtel und Reformatoren glauben, bezweifle ich ſehr.

Hofprediger. Wer giebt Ihnen das Recht dazu?

Arouet. Wir ſehen eben alle Dinge anders an als die neuteſtamentlichen Schriftſteller und Reformatoren. Wir glauben nicht mehr an das nahe bevorſtehende Weltende und nicht mehr an den ſichtbaren Teufel, nicht mehr, daß man auf einer Wolke oder einem Feuerwagen in den Himmel auffährt, noch daß man zur Unterwelt auf Beſuch hinabſteigen kann, nicht mehr an Dämonen, die im Dienſt des Teufels in Menſchen und Tiere fahren und nicht mehr an direkte, von unſerm Glauben abhängige Aufhebung der Naturgeſetze.

Paſtor. Sie, Herr Arouet, Sie glauben vielleicht an keine Wunder mehr!

Arouet. Wunder, wie ſie die Bibel erzählt und Teufelsgeſchichten, wie ſie Luther annimmt, kennen auch Sie nicht mehr, Herr Paſtor. Haben Sie mit Ihrem apoſtoliſchen Glauben jemals Lahme und Blinde geheilt oder Tote erweckt? Iſt Ihnen irgend einmal in Ihrem Leben ein wirklicher Engel erſchienen, um Ihnen direkte Botſchaft von oben oder Hülfe in der Not zu bringen? Oder hat Ihnen der Teufel ſchon Nüſſe aufgeknackt und dergleichen Unfug bereitet, wie Luther erlebte? Haben

Sie wie Luther erfahren, daß der Teufel einen Zechbruder, der ihm seine Seele verkauft, mitten aus der lustigen Gesellschaft gerissen und mit ihm durch die Decke hindurch gefahren sei? Glauben Sie im Ernst, daß ein Mensch, dem der Kopf abgeschnitten, Herz oder Lunge aus dem Leibe genommen sind, der verbrannt oder von Tieren zerrissen wurde, in's Leben zurückgerufen werden könne? Soweit unsere eigene Erfahrung reicht, ist ein derartiges Wunder nie festgestellt worden.

Oberbürgermeister. Nach meiner Erfahrung sind die modernen Wunder teils das Werk frommen Aberglaubens, teils absichtlicher Täuschung. Vor einer kompetenten wissenschaftlichen Prüfungskommission hat sich noch kein Wunder bewährt. Durchgängig sind die Teilnehmer Leute, denen alle Mittel fehlen, eine ruhige Prüfung anzustellen.

Pastor. So haben Sie noch nicht erfahren, daß Gott auf unser Flehen hin Kranke errettet, die alle ärztliche Kunst schon aufgegeben hatte?

Oberbürgermeister. Ein verständiger Arzt giebt das Leben des Kranken nicht auf, so lange noch ein Atemzug in ihm ist. Ich habe leider an Krankenbetten das Gegenteil erlebt, daß die heißesten Gebete und Thränen der Gläubigen den Tod nicht aufhielten.

Arouet. Und wenn auch die Gebete im Verein mit dem Glauben des Kranken die Lebenskraft noch einmal gestärkt und die Krankheit gebrochen hätten, so wäre das noch kein Wunder. Das Vertrauen auf einen tüchtigen Arzt, auf ein neues Heilmittel, auf Luft und Wasser ist für den Leidenden, mag er bibelgläubig sein oder nicht, oft genug eine belebende Potenz; das Vertrauen, sage ich, nicht das Mittel. Wenn nun schon das Vertrauen auf irdische Heilkräfte nicht zu unterschätzen ist, warum sollte nicht das im Gebet neugestärkte Gottvertrauen hin und wieder überraschende Erfolge zeigen?

Pastor. Sie leugnen die Wunder nur, weil Sie das Wunder aller Wunder, die Bekehrung, an Ihrem Herzen noch nicht erfahren zu haben scheinen.

Arouet. Die Bekehrung ein Wunder im strengeren Sinn nennen, ist nur Sophisterei und Mißbrauch der Sprache. Wenn der verlorene Sohn zum Hause seines Vaters zurückkehrt, weil er das Seine mit Praſſen durchgebracht hat und sich draußen auf das Futter der Schweine angewiesen sieht, so ist das doch kein Wunder. Ruft man einem Menschen von allen Seiten zu, der Weg, den er eingeschlagen, führe zum Abgrund, warum soll er's nicht auf einem andern versuchen, den ihm ehrenwerte Leute als den einzig richtigen weisen? Wenn ein leichtsinniger Mensch, der sein Leben lang niemals über die letzten Fragen ernstlich nachgedacht hat, angesichts des nahen Todes oder erschütternder Unglücksfälle zum Glauben seiner Kindheit zurückkehrt, so ist das psychologisch sehr erklärbar.

Oberbürgermeister. Erinnerst Du Dich noch unseres lustigen Kölner Freundes, der uns als Studenten in das Carnevalstreiben seiner Vaterstadt einführte? Ich traf ihn vor einigen Monaten unheilbar erkrankt im Hause seiner Eltern. Gleich bei meinem Eintritt rief er mir vom Bett mit voller Ueberzeugung in seinem schönen Kölner Deutsch zu: Jitz jlöv ich wieder alles.

Pastor. Das ist Schächerglaube und Schächergnade, und Sie haben wahrlich keinen Grund, darüber zu spotten.

Arouet. Ob aber diesen Bekehrungen auf dem Sterbebett ein sittlicher Wert zukommt, wäre doch erst zu untersuchen. Von ebenso problematischer Art sind die Bekehrungen der Heilsarmee des Generals Booth. Im Grunde ist's überall dasselbe. Ein Mensch fühlt sich von seinem bisherigen Treiben und seinem Umgangskreise immer weniger befriedigt; da bietet sich ihm eine religiöse Genossenschaft an, die ihm mehr Frieden und Selbstgefühl für dieses Leben und daneben eine Einlaßkarte für den Himmel anbietet; warum soll er nicht zugreifen?

Hofprediger. So haben Sie noch nie die totale sittliche

Umwandlung bemerkt, wenn aus einem Saulus ein Paulus, aus dem Simon, der seinen Herrn verleugnet, der Felsenmann wird?

Arouet. Paulus war ein konsequenter tiefsinniger Rabbiner und ein fanatischer Eiferer für seine Ueberzeugung vor und nach seiner Bekehrung. Aus dem Benehmen des Petrus in Antiochia kann man wohl schließen, daß er von Menschengefälligkeit auch in seinem späteren Leben nicht frei war.

Oberbürgermeister. Ich habe unter den Pietisten höchst aufrichtige, ehrenwerte, sanftmütige und selbstverleugnende Menschen gefunden; aber soweit ich sie früher kannte, hatten sie diese Eigenschaften auch schon vor ihrer Bekehrung. Andererseits habe ich unter ihnen auch vollendete Egoisten, Menschen von wahrhaft abstoßender Niederträchtigkeit kennen gelernt; Menschen, die die Demut im Munde führten, aber in ihrem ganzen Wesen fortwährend sich als die künftigen Richter der Welt gebärdeten; die ihren Untergebenen das Leben auf die widerwärtigste Weise verbitterten; die sich unendlich viel darauf zugute thaten, daß sie ihren gesunden Verstand ihrem Katechismus geopfert und sich ein drei Zoll dickes Brett vor den Kopf genagelt hatten. Gewiß, meine Herren, Menschen von schlechtem Charakter werden durch die sogenannte Bekehrung noch um vieles schlechter und unausstehlicher. Ein ehrlicher Lump ist immer noch weit erträglicher als ein pietistischer und mit einem naiven Egoisten habe ich sehr viel lieber zu thun, als mit einem in das religiöse Gewand versteckten.

Prälat. Sie sprechen da von Dingen, die auch für mich nur einen zweifelhaften Wert haben. Auf die Massenbekehrungen der Heilsarmee gebe ich nicht allzuviel, obgleich ich über diese uns so fremdartige Erscheinung nicht vorschnell aburteilen möchte. Bekehrungen auf dem Sterbebett, überhaupt solche, die eine sittliche Umwandlung nicht zur Folge haben, sind für die Kirche jedenfalls kein Gewinn. Aber, daß wir

die Sache von größerem Gesichtspunkt aus auffassen, es heißt doch wirklich am hellen Tage das Licht leugnen, wenn man die segensreichen Wirkungen des Christentums in Abrede stellen will. Ruht denn nicht unsere ganze moderne Cultur, unser Staat, unsere Kunst, unsere Wissenschaft, unsere politische und sociale Verfassung auf dem Christentum? Hat es sich nicht bewährt als das Salz der Erde?

Arouet. Ich gebe das zu, insofern es den Kern des Christentums betrifft, der kein anderer ist als der jeder Religion und nicht minder der höchsten Philosophie.

Prälat. Was nennen Sie den Kern?

Arouet. Selbstverleugnung im Gebiet des Willens und des Erkennens. Sie bethätigt sich Gott gegenüber als freiwillige Unterwerfung unter seinen Willen, der Gesellschaft gegenüber als Berufstreue, im engeren Kreise als Nächstenliebe. Sie zeigt sich hinsichtlich unseres Erkenntnisvermögens als ein fortwährendes Ergreifen des neuen Materials, das uns geboten wird, und ein fortwährendes Abwerfen des unhaltbar Gewordenen, des als Vorurteil Erkannten. Sie hat vielleicht ihren tiefsinnigsten Ausdruck in dem Goethe'schen Vers gefunden:

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde.

Was Pflanze und Thier, was unser eigener Körper auf dem materiellen Gebiet unbewußt üben, Ausscheiden des Abgenutzten, Aneignen des Notwendigen, das thut der religiöse Mensch selbständig und aus freiem Entschluß im Gebiet der Erkenntnis und des sittlichen Lebens.

Pastor. Warum wollen Sie das nicht lieber in Pauli Worte fassen: Also auch ihr haltet euch dafür, daß ihr der Sünde gestorben seid und lebet Gott in Christo Jesu, unserm Herrn? [1])

1) Röm. 6, 11.

Hofprediger. Das ſcheint mir auch zweckmäßiger. Das Goetheſche Verschen hätte die Welt nicht erobert, ſchon weil das Volk für abſtrakte Wahrheit keinen Sinn hat. Aber auch die populäre Einkleidung dieſes Gedankens, die wir in einigen Worten Jeſu finden, würde nicht mehr Eindruck gemacht haben als ſo manche Sprüche der Weiſen, wenn nicht Gott ſelbſt dieſe Wahrheit in Chriſti Tod und Auferſtehung der Welt vor Augen gebracht hätte. Nicht die Lehre Chriſti hat ſeiner Perſon Eingang verſchafft, ſondern die Perſon ſeiner Lehre.

Arouet. Das iſt ohne Zweifel der geſchichtliche Hergang. Aber wenn wir die Wahrheit auch anfangs lediglich auf Autorität hin annehmen, ſo bedürfen wir derſelben doch nicht mehr, ſobald unſere eigene Erfahrung an deren Stelle tritt. Als Mohammed in der Schlacht am Ohodberge zu Boden ſank, war Omar ſchon ſo weit gefördert, daß er ausrufen konnte: „Iſt der Prophet auch tot, ſo lebt doch Gott. Kämpft für euren Glauben, ihr Moslim!“ Für die Chriſtenheit wäre es auch beſſer geweſen, wenn man früher gelernt hätte, den Kern und die Hülle zu unterſcheiden und den Glauben an ewige Wahrheiten nicht mit den ſchwankenden Vorſtellungen, die ſich immer an eine außerordentliche Perſönlichkeit knüpfen, zu verbinden.

Oberbürgermeiſter. Hätten nicht Jeſu herrliche Vorſtellungen von Gott, vom Nächſten, ſeine reine Sittenlehre, im Leben und Sterben bewährt, auch ihren Weg zu den Menſchen gefunden, wenn man in ihm nicht den Meſſias, nicht den Logos, nicht den fleiſchgewordenen Gott geſehen hätte? Mußte nicht der Glaube, in Jeſu den einzig wahren Gottesſohn zu haben, notwendig das Verlangen erwecken, ihn der ganzen Welt als ſolchen aufzudringen? Jene hohen und reinen Wahrheiten hätten das Capital der Menſchheit an idealen Gütern vermehrt; die Dogmen aber von der Gottheit Chriſti und was ſich daran knüpft, haben der Menſchheit Ströme von Blut und Thränen gekoſtet.

Prälat. Da steuern Sie auf Ihr Lieblingsthema los, mein werter Oberbürgermeister! Ich kenne das schon. Jetzt kommen Sie auf die Schandthaten, die im Namen der alleinseligmachenden Religion, angeblich sogar aus Nächstenliebe, verübt sind, auf die Kreuzzüge, dieses zweihundertjährige Gemetzel mit dem Feldgeschrei: Gott will es!, auf die Niedermetzelung der Albigenser, die Pariser Bluthochzeit, für die der Papst feierliche Dankgebete gen Himmel sandte, auf die 31,912 Menschen, die allein in Spanien ihres Glaubens wegen durch die Inquisition verbrannt wurden, auf Bruno, Vanini, Michael Servede und alle die edlen, die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten, dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten, und die man dafür von jeher gekreuzigt und verbrannt hat. Aber wie kann man das Christentum für Dinge verantwortlich machen, die den Geboten des Heilands schnurstracks widersprechen? Die Barbarei der Zeit, nicht einmal vorzugsweise die der Priesterherrschaft, trägt daran die Schuld. Das Christentum lehrt uns nicht, daß wir, zu welchem Zweck auch immer, unsere Mitmenschen in diesem Leben elend machen dürfen. Und die Lehre Christi von der Anbetung Gottes, die nicht an diesen Berg noch an den Tempel von Jerusalem geknüpft ist, sondern überall im Geist und in der Wahrheit geschieht, beweist doch wohl zur Genüge, daß sein Geist es nicht war, der zu jenen Greuelthaten antrieb. Das werden doch auch Sie, Herr Arouet, zugeben, daß die Blüte der Cultur, deren wir uns jetzt erfreuen, eigentlich aus dem recht verstandenen Christentum erwachsen ist?

Arouet. Unbedingt gebe ich das zu, schon insofern das Christentum ein großer Fortschritt war gegen die starren äußerlichen Satzungen des Judentums jener Zeit. So lange das Christentum noch Ketzerei war — und jede jetzt herrschende Religion ist ursprünglich Ketzerei gewesen! — war es die herrlichste Religion der Welt, weil es von jeder politischen Färbung absah und nur das Verhältnis des Herzens zu Gott und den Menschen ins Auge faßte.

Paſtor. Sie verſteigen ſich in hohe Regionen, wo die Luft ſo dünn wird, daß ſie für unſereinen nicht mehr taugt. Sie meinen, die Lehre Chriſti von der Lehre über ſeine Perſon trennen zu können. Mein Chriſtus ſagt ſchon im erſten Evangelium, dem die kritiſchen Theologen ja eine beſondere Glaubwürdigkeit beilegen: Alle Dinge ſind mir übergeben von meinem Vater und niemand kennt den Vater denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren[1]). Er ſagt Matthäi am letzten: Mir iſt gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden[2]). Bei Johannes aber leſen wir: Alle, die vor mir gekommen ſind, die ſind Diebe und Mörder geweſen[3]). Wie mich der Vater kennet, ſo kenne auch ich den Vater[4]). Wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater[5]). Demgemäß wurde und wird von einem Chriſten nur das eine Bekenntnis gefordert: Ich glaube, daß Jeſus Chriſtus Gottes Sohn iſt[6]).

Arouet. Ob Chriſtus wirklich von ſeiner Perſon ſo geſprochen, wie ihn die Ueberlieferung und die fromme Dichtung ſprechen läßt, iſt mindeſtens zweifelhaft. Den Stellen, die Sie anführten, Herr Paſtor, ſtehen andere gegenüber, in denen er ſich dem Vater unbedingt unterordnet. Nicht einmal einen guten Meiſter will er ſich nennen laſſen, denn „niemand iſt gut, denn der einige Gott“[7]). Der Vater iſt größer denn ich, ſagt er auch bei Johannes[8]). Er bedarf des Gebetes wie wir Menſchenkinder, und ſein Gebet enthält auch die Bitte um Vergebung der Schuld und Bewahrung vor Verſuchung. Geſchichtlich gewiß iſt nur das eine, daß er die Würde des Meſſias aus voller Ueberzeugung für ſich in Anſpruch genommen hat, wie es andere vor ihm und nach ihm gethan haben. Damit verließ er allerdings das ſtille Friedensreich der ewigen Ideale und ſtieg auf die heiße Arena politiſcher und religiöſer

---

1) Matth. 11, 27. 2) Matth. 28, 18. 3) Jo. 10, 8. 4) Jo. 10, 15. 5) Jo. 14, 9. 6) Apg. 8, 37 u. a. 7) Matth. 19, 17. 8) Joh. 14, 28.

Kämpfe. Er wurde dadurch Gründer einer Gemeinde und kittete den neuen Bau mit seinem Blut. Wie wichtig aber auch für die Kirchengeschichte diese Thatsache ist, Sie werden mir zugeben, daß für uns, die wir nicht Juden sind, wenig darauf ankommt, ob wir in Jesus den Messias der Juden sehen oder nicht.

Hofprediger. Unsere Bekenntnisschriften legen darauf in der That keinen Wert. Im übrigen aber scheiden sich hier unsere Wege, Herr Arouet. Ich habe Ihnen mit einiger Reserve zugegeben, daß wir nicht mehr in allen Stücken das apostolische und reformatorische Lebensideal haben. Um so fester aber halten wir an dem Glauben, daß in Christo Gott und Mensch vereint sind; daß unser Erlöser nicht selbst erst wieder eines Erlösers bedurfte, daß er nicht bloß ein religiöser Genius war, der in das Reich der Ideale schaute, sondern vom Himmel kam und der Welt das mitteilte, was er in des Vaters Schoß selbst gesehen hatte.

Pastor. Jesu, ewiger Genuß, Du bist von dem Himmel kommen, Weil die Seel verhungern muß, Die Dich nicht zu sich genommen! Was meinen Sie, Herr Arouet? Soll ich an das Sterbebett eines armen Fabrikarbeiters mit Ihrem Goethe'schen Vers treten? Oder soll ich ihn damit trösten, daß er ja das Beste in seinem Leben der Menschheit verdanke und daß diese auch ohne ihn weiter lebe? Soll ich ihm sagen, die vornehmsten Genien der Menschheit stimmten darin überein, daß man sich selbst verläugnen müsse?

Arouet. Wenn Sie ihm die Lehren der Bekenntnisschriften über Jesu Person und die Trinität vortragen, wird's ihm auch nicht tröstlicher sein. Sätze wie die, daß der Vater den Sohn gezeugt aber nicht geschaffen habe, daß der Sohn dem Vater wesensgleich sei aber doch geringer als der Vater, daß der heilige Geist weder gezeugt noch geschaffen sei, sondern ausgehe bald vom Vater, bald vom Sohn, daß Gott in drei Personen sei aber diese drei Personen nur eine seien, haben

wohl auch noch keinem Menschen über die Angst der letzten Stunde weggeholfen.

Pastor. Um so mehr aber die Gewißheit, daß er einen Bürgen habe, der für seine Schulden einstehe; der sich jedem, der ihn im Glauben ergreife, freiwillig anbiete und ihn durch sein Blut rein mache von allen Sünden.

Oberbürgermeister. Das Tröstliche dieses Evangeliums für ein kindliches Gemüt, das in solchen Anschauungen aufgewachsen, oder auch für einen armen Sünder, der sich umsonst nach einem Halt umsieht, will ich durchaus nicht in Abrede stellen. Aber glauben Sie doch nicht, daß Sie damit das einzige Beruhigungsmittel für die leidende Menschheit hätten. Die katholische Kirche, die in früheren Zeiten dem Sterbenden ein Päckchen Ablaßzettel in die Hand drückte, gleichsam ein Entreebillet zum Himmel, erreichte damit dasselbe Ziel. Mit welchem Mut geht der Mohammedaner dem Tod entgegen, der ihm die Pforten des Paradieses öffnet. Mit welcher Hingebung opferte der Grieche und Römer sein Leben für das Vaterland! Ihr Glaube ist ein narkotisches Mittel, über dessen sittlichen Wert man ebenso verschieden denken kann, als über den der Bekehrung in der letzten Stunde.

Arouet. Sollte nicht der Glaube an Gott als einen gerechten und milden Vater, der seine Kinder nicht nach äußeren Merkzeichen, sondern nach der Stellung ihres Herzens, der Gesinnung, beurteilt, der nur unser Bestes will, auch wenn er uns in Not und Tod führt, sollte sich dieser Glaube nicht im Leben und Sterben ebenso kräftig bewähren?

Pastor. Ein solcher Glaube ist ohne den Mittler unmöglich.

Arouet. Die frommen Juden und Heiden aller Zeiten und Länder beweisen das Gegenteil. Die kräftigsten Glaubenslieder sind den jüdischen Psalmen nachgedichtet. Mit welcher Ruhe, ja Freudigkeit ging Sokrates dem Tode entgegen. Plato dankte in der Todesstunde seinem Schutzgeist und dem Schick-

ſal, daß er als Menſch und nicht als Tier, als Hellene und nicht als Barbar zur Welt gekommen ſei und daß er den Sokrates zum Lehrer gehabt habe. Epiktet wünſchte in ſeinen letzten Augenblicken zu Gott ſprechen zu können: „O mein Herr, mein Vater, du haſt gewollt, daß ich leide, ich habe mit Ergebung gelitten; du haſt gewollt, daß ich arm ſei, ich habe die Armut auf mich genommen. Du haſt mich in eine niedere Stellung geſetzt, und ich habe die Größe nicht gewünſcht. Ich verlaſſe dieſes großartige Schauſpiel mit Dank gegen dich, daß du mich dabei zugelaſſen haſt, um die wundervolle Ordnung zu betrachten, womit du die Welt regierſt.“

Oberbürgermeiſter. Was ſagen Sie zu folgendem Neujahrslied, das ich jüngſt unter den Papieren eines verſtorbenen lieben Freundes fand:

Er mach's mit mir, wie's ihm gefällt,
Ich leg's in ſeine Hände!
Ob Ehr', ob Schande vor der Welt,
Er führt's zum guten Ende.
Wie weh' es auch dem Fleiſche thut,
Es kommt von ihm und ſo iſt's gut.

Iſt dies vielleicht mein letztes Jahr,
Ich ſchlafe ein in Frieden;
Trag' ich in Ehren graues Haar,
So hat er mir's beſchieden:
Ob kurz, ob lang des Lebens Lauf,
Der Vater nimmt zuletzt mich auf.

Ob wir uns drüben wiederſehn,
An's Herz die unſern drücken,
Ich weiß es nicht, kann's nicht verſtehn;
Oft ahn' ich's mit Entzücken,
Oft ſcheint's ein Traum. Eins weiß ich bloß:
Ich ſink' in meines Vaters Schoß.

Und löſcht der Tod die Sterne aus,
Die hier am Himmel funkeln,
Ei nun, in jenem ſtillen Haus
Da ſchläft ſich's gut im Dunkeln.
Sei mir willkommen, ew'ge Ruh!
Der Vater ſelber deckt mich zu.

Hofprediger. Die Beiſpiele, die Sie da anführen, beweiſen nur, daß einige Philoſophen der poſitiven Religion mehr oder weniger entbehren zu können glaubten. Ihr poetiſcher Freund mit ſeiner faſt türkiſchen Ergebung ins Schickſal erinnert mich außerdem an jenen Berliner, der eine Debatte über die Unſterblichkeit der Seele mit den Worten unterbrach: „Ich glaube nich an ihr, denn wenn ſe doch is, ſo freue ich mir um ſo mehr darüber; is ſe aber nich, ſo thut's auch nix, ich habe es nich anders erwartet".

Prälat. Ich bin ſelbſt ein halber Philoſoph und ſtehe überhaupt gern da, wo die Wege noch nicht untrennbar auseinandergehen. Jeder macht in Sachen des Glaubens und des Lebensideals ſeine eigene Erfahrung und jeder hat ein Recht zu dem Schluſſe: Warum ſollte der Glaube, der ſich mir ſo praktiſch erweiſt, nicht der rechte ſein? Darum mag ich auch die Arroganz nicht, die den alleinſeligmachenden Glauben zu haben glaubt. Die Pietiſten, welche überzeugt ſind, jede von der ihrigen abweichende Ueberzeugung werde ſich mindeſtens in der Todesſtunde als Täuſchung erweiſen, ſcheinen mir in ihrer Selbſtüberhebung weit entfernter vom chriſtlichen Lebensideal zu ſein als ſelbſt die heidniſchen Philoſophen und unſere Rationaliſten.

Oberbürgermeiſter. Glauben Sie denn im Ernſt, Herr Hofprediger, oder Sie, Herr Paſtor, daß Leſſing und Kant, Schiller und Goethe, Humboldt und Strauß, Friedrich der Große und Joſeph II. in alle Ewigkeit mit Heulen und Zähneklappen dafür büßen müſſen, daß ſie keine Chriſten in Ihrem Sinn waren, daß ſie weder das apoſtoliſche Glaubens-

bekenntnis noch die Augsburgiſche Confeſſion als den Ausdruck ihrer Ueberzeugung annahmen?

Paſtor. Sie haben den Fundamentalartikel nicht anerkannt, mit dem unſere Kirche ſteht und fällt, daß Gott in Chriſto war und verſöhnte die Welt mit ſich ſelbſt; ein anderer Name aber iſt den Menſchen nicht gegeben, darinnen ſie können ſelig werden. — Nicht ich verdamme dieſe Leute, deren mannigfache Verdienſte ich nicht verkenne, aber das Wort Gottes kann nicht gebrochen werden.

Hofprediger. Ueber die einzelnen Perſonen haben wir ja nicht zu Gericht zu ſitzen. Gott allein ſiehet das Herz an, wir können nur nach dem urteilen, was vor Augen iſt. Darin aber bin ich mit dem Collegen Dünkel ganz einig, ſo groß die Verdienſte dieſer Männer auf ihrem Gebiet waren, es ſtände um ſie und um uns beſſer, wenn ſie ihre ungewöhnlichen Geiſtesgaben im Dienſt des Reiches Gottes verwandt, wenn ſie auf dem feſten Fundament des Glaubens den großen ſozialen Aufgaben der Gegenwart gedient hätten.

Arouet. Jeder fixirte Bekenntnisglaube iſt nur ein Hemmſchuh der Cultur und ſchädigt die ſonſt oft ſo anerkennenswerten Leiſtungen auf dem ſozialen Gebiet. Wann ſind denn dieſe Bekenntniſſe entſtanden? In Zeiten, unter Völkern, wo die Wiſſenſchaft noch in den Windeln lag und der Aberglaube eine dunkle Decke um die Augen breitete. Macht man die kindlichen Anſchauungen der erſten Bekenner einer Religion zu einem Glaubensartikel, der jeder Diskuſſion entzogen ſein ſoll, ſo wird der Fortſchritt der Menſchheit dadurch unglaublich aufgehalten. Vergleichen Sie doch einmal das Mittelalter mit ſeiner Unwiſſenheit und Roheit, ſeinem Reliquiendienſt und Ablaßſchwindel, ſeinen Geißelfahrten und Scheiterhaufen, mit dem Zeitalter des Perikles, wo ſich, von der Religion faſt unberührt, auf der Grundlage trefflicher Staatsgeſetze Kunſt und Wiſſenſchaft zu einer Blüte entwickelten, daß wir noch heute bei den Griechen in die Schule gehen müſſen. Dagegen ſieht

man ſeit der Herrſchaft der Glaubensbekenntniſſe die beſten Köpfe ihre Kraft darauf verwenden, abſolut unlösbare abſurde Formeln in Syſteme zu bringen, und wenn ſie einmal in fruchtbarere Gebiete geraten, erſcheinen ſie wie gelähmt durch die ihnen von Jugend auf eingeimpften religiöſen Vorſtellungen. Was haben denn die theologiſchen Kämpfe, die bis in unſer Jahrhundert fortdauern, der Menſchheit für Nutzen gebracht?

Hofprediger. Ich gebe das von einzelnen Dingen, z. B. vom Streit um die Sakramente, zu, aber wenn man auch an den Fundamentalartikeln zweifelt, da hört eben alles auf.

Arouet. Was ſind denn Fundamentalartikel? Als Jeſus ſeine Gemeinde gründete, war der Fundamentalartikel: Gebt alles auf und folget mir! In den judenchriſtlichen erſten Gemeinden verlangte man nur das eine Zugeſtändnis, daß Jeſus in Wahrheit der Meſſias ſei. Als dann der Stifter der Kirche zum Gott erhoben war, wie es damals auch die römiſchen Kaiſer wurden, da galt es die Formel zu bekennen, durch welche man die Gottheit Chriſti mit dem einigen Gott des Judentums und der alexandriniſchen Philoſophie vereinigen zu können glaubte. Seit Wycliffe und Huß wird der Artikel vom Abendmahl das Schibolet, woran man die Rechtgläubigen von den Ketzern unterſcheidet. Luther ſtellt den äußerlichen Bußwerken die Gerechtigkeit durch den Glauben entgegen, und um den Rieſenbau der Hierarchie wirkſam angreifen zu können, klammert er ſich an den Wortlaut der Bibel. Seine Nachbeter und Nachtreter machen daraus eine neue Knechtſchaft des Buchſtaben- und Bekenntnisglaubens. Durch die Puritaner kommt die ſtrenge Sonntagsfeier auf, die heutzutage auch bei uns als beſonderes Kennzeichen chriſtlicher Geſinnung gilt, obwohl in der Bibel kein Sterbenswörtchen davon ſteht und nur ſchnöder Pfaffentrug den jüdiſchen Sabbat dem chriſtlichen Freudentag unterſchieben konnte. Zinzendorf und die Pietiſten betonen zumeiſt die ſentimentale Jeſusliebe, die heute weite Kreiſe der evangeliſchen Chriſtenheit beherrſcht. So wird bald dieſes, bald das

zum Fundamentalartikel erhoben, und es ist wahrlich nicht das Verdienst der Theologen, wenn sich heute nicht mehr an jede dieser Metamorphosen blutige Religionskriege anschließen. Hätten nicht kluge Monarchen, wie namentlich die Hohenzollern, längst eingesehn, daß es die Pflicht einer guten Staatsregierung ist, jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen, wir könnten bald genug wieder die Schrecken eines dreißigjährigen Krieges erleben. Der Mensch ist unduldsam in allem, was ihm sehr am Herzen liegt und worin er volle Gewißheit zu haben glaubt; darum ist für eine gute Regierung in einem Lande mit verschiedenen Religionsbekenntnissen eine gewisse Gleichgültigkeit in Religionssachen die erste Bedingung. „Für die Religion, schrieb Friedrich der Große an Herzog Karl von Württemberg, lassen Sie das höchste Wesen selbst sorgen. Wir sind alle blind in diesem Felde und in mancherlei Irrtümern verloren. Wer ist so vermessen unter uns zu behaupten, sein Weg sei der allein richtige?"

Prälat. Haben Sie's gehört, Bruder Dünkel? Es soll sich niemand vermessen, den einzig richtigen Weg zum Himmel oder auch nur den kürzesten und besten zu haben.

Pastor. Ich bin weder Prälat noch Hofprediger und habe mit dem Kirchenregiment nichts zu thun. Meiner Gemeinde aber ist mit der sogenannten Aufklärung und dem Zweifel nicht gedient, die will wahrhaft aufgeklärt sein über Zweck und Ziel dieses Lebens; sie will in den Himmel kommen auf dem Heilsweg, den ihr die heilige Schrift und der Katechismus vorzeichnen.

Prälat. Es soll Sie auch niemand in Ihrem Hirtenamt stören, teurer Bruder! Für die kranken und gedrückten Gemüter in Ihrer Gemeinde mag ja wirklich Ihre Denk- und Predigtweise die angemessenste sein. Nur müssen Sie den Bonner Professoren nicht zumuten, die jungen Theologen alle nach dem für Sie passenden Zuschnitt auszubilden.

Arouet. Wissen Sie, wie Goethe Ihr Verfahren charakterisirt, Herr Pastor?

Paſtor. Goethe? Ich habe mit Goethe nie etwas zu thun gehabt, als daß ich in der Schule ſeine weltlichen Lieder lernen mußte.

Arouet. Um ſo mehr dürfte es Sie intereſſiren, wie er von einem der gefeierteſten Paſtoren des Wupperthals, der nachmals auch Hofprediger geworden iſt, ſpricht.

Hofprediger. Das möchte ich auch hören, bitte!

Arouet. Goethe ſagt alſo, indem er das Verfahren des Paſtors F. W. Krummacher, damals in Gemarke, beſchreibt: „Er nimmt die deutſche Ueberſetzung der Bibel, wie ſie daliegt, ohne weitere Kritik, buchſtäblich geltend, als kanoniſch an.“

Paſtor. Das iſt ſchon nicht mehr unſer Fall. Wir vergleichen fortwährend den Grundtext und geben eine verbeſſerte Ueberſetzung.

Arouet. Das mag denn ſein! Sie haben eben hebräiſch und griechiſch gelernt und erſetzen damit, was Ihnen an Geiſt fehlt. Aber das Folgende trifft um ſo mehr zu: „Er deutet ſie wie ein ungelehrter Kirchenvater nach ſeinem ſchon fertigen Syſteme willkürlich aus. Sogar die Ueberſchriften der Kapitel dienen ihm zum Texte und die herkömmlichen Parallelſtellen als Beweiſe; ja er zieht daſſelbe Wort, wo es auch und in welchen Sinne es vorkommt, zu ſeinem Gebrauche heran und findet dadurch für ſeine Meinungen eine Quelle von überfließenden Gründen, die er beſonders zu Beruhigung und Troſt anwendet. Er ſetzt voraus, der Menſch tauge von Haus aus nichts, droht auch wohl einmal mit Teufeln und ewiger Hölle; doch hat er ſtets das Mittel der Erlöſung und Rechtfertigung bei der Hand. Daß jemand dadurch rein und beſſer werde, verlangt er nicht, zufrieden, daß es auch nicht ſchade, weil, das Vorhergeſagte zugegeben, auf oder ab die Heilung immer bereit iſt und ſchon das Vertrauen zum Arzte als Arznei betrachtet werden kann. Auf dieſe Weiſe wird ſein Vortrag tropiſch und bilderreich, die Einbildungskraft nach allen Seiten hingewieſen und zer-

streut, das Gefühl aber konzentrirt und beschwichtigt. Und so kann sich ein jeder dünken, er gehe gebessert nach Hause, wenn auch mehr sein Ohr als sein Herz in Anspruch genommen wurde."

Hofprediger. Soweit ich die Predigtweise am Niederrhein und im Bergischen kenne, trifft manches noch heute zu, namentlich für die reformirten Pfarrer.

Pastor. Ich wüßte auch nicht, was daran auszusetzen wäre. Grade solche Predigten wünschen unsere Gemeinden.

Arouet. Das sagt auch Goethe. Ein Geistlicher dieser Art müsse den operosen, in Handarbeit versunkenen Menschen, die man eigentlich über ihre körperlichen und geistigen Unbilden nur in Schlaf zu lullen brauche, hochwillkommen sein. Man könnte deshalb diese Vorträge narkotische Predigten nennen, welche sich dann freilich am klaren Tage, dessen sich das mittlere Deutschland erfreue, höchst wunderlich ausnähmen[1]).

Pastor. Wenn man unseren Glauben und unsere Predigt narkotisch nennt, so nenne ich das blasphemisch. Es bestätigt mir, was ich schon oft gedacht habe: Goethes Werke vertragen sich schlechterdings nicht mit der heiligen Schrift.

Oberbürgermeister. Mit der heiligen Schrift doch wohl, aber mit dem Katechismus allerdings nicht ganz. Das Lebensideal, das Prof. Bender aus Luther und den Evangelien schöpft, finden Sie in den Grundzügen auch bei Goethe: Gottvertrauen, Pflichttreue, Nächstenliebe. Er war im Grunde eine durchaus positive Natur.

Pastor. Aber ein decidirter Nichtchrist, wie mir jetzt völlig klar ist. Er leugnet die Fundamentalartikel unseres Glaubens.

Oberbürgermeister. Für einen großen Teil unseres Volkes sind Gottvertrauen, Pflichttreue und Nächstenliebe die

1) Recension der „Blicke in's Reich der Gnade. Sammlung evang. Predigten von Dr. Krummacher, Pfarrer zu Gemarke", zuerst abgedruckt in der Krit. Prediger-Bibliothek von Röhr, XI, S. 21 ff.

Fundamentalartikel. Und die so denken, sind wahrlich nicht die schlechtesten.

Prälat. Aber Sie werden darum doch nicht glauben, daß Goethe und die Klassiker dem Volk die Bibel ersetzen könnten?

Oberbürgermeister. Gewiß nicht! Die Bibel ist und bleibt für unser deutsches Volk das Buch der Bücher. Ja es wäre gut, wenn nicht nur die Pietisten, sondern die Idealisten überhaupt sich ihrer wieder bemächtigten. Was Jesus selbst als die Summe des Gesetzes und der Propheten bezeichnet, was er in den ergreifendsten Worten und Bildern den Seinen einprägt, kommt ja doch auch auf das humane Ideal, Selbstverleugnung im Dienst Gottes und des Nächsten, heraus. Und beide Testamente geben dazu die volkstümlichste Anleitung.

Hofprediger. Aber glauben Sie doch nicht, daß Sie die wilden Triebe der Masse zügeln könnten, wenn Sie ihr bloß mit dem Humanitätsideal, das sich unter anderem auch in der Bibel findet, entgegentreten. Das Volk fragt wenig nach der Autorität der alten oder neuen Klassiker. Ich gewinne eine ganz andere Stellung, wenn ich ihm im direkten Auftrag Gottes mit Gottes Wort entgegentrete.

Arouet. Ach, Herr Hofprediger, man kann den Menschen auf mancherlei Weise beikommen. Die ältesten religiösen und politischen Gesetzgeber suchten fast allen ihren Maßregeln dadurch Autorität zu geben, daß sie dieselben als göttliche Befehle ausgaben; heute macht es nur den Eindruck der Lächerlichkeit, wenn einer die Resultate seines Nachdenkens, die Erfindungen seiner Phantasie für direkte Eingebungen Gottes ausgiebt. Auf den einzelnen wirkt am meisten, was seine Umgebung, seine Familie, seine Lehrer, seine Kameraden glauben. Was durch die Erwachsenen uns in frühester Kindheit mit einem jeden Zweifel ausschließenden Ernst eingeprägt wird, das ist viel gesicherter als was bloß in dieser oder jener Kirche für Gottes Wort ausgegeben wird. Die unsinnigsten

Vorurteile wie die segenbringendsten Wahrheiten pflanzen sich zumeist auf diesem Wege fort. Die Meinung unserer Umgebung ist auch für uns Erwachsene eine viel größere Macht als das Wort Derer, die in der Theorie als Autoritäten anerkannt werden. Wie viele in Ihrer Gemeinde rechnen sich zu den gläubigen Christen und doch behalten sie den Zweikampf bei, den der fleischgewordene Gott in allen Formen ausdrücklich untersagt! Daß selbst die Vertreter Ihres Standes gegen das ausdrückliche Verbot Jesu den Reichtum der Armut vorziehen, daß sie gerne sich Herren nennen lassen und obenan sitzen über Tische, daß sie alsbald wieder schelten, wenn sie gescholten sind und so leicht in jene fanatische Raserei geraten, die dem milden Melanchthon das Lebensende verbitterte, beweist deutlich genug, wie wenig die Autorität Jesu vermag, wenn sie nicht durch die allgemeine Meinung unterstützt wird.

Oberbürgermeister. Lassen Sie uns doch, meine Herren, inmitten einer Zeit, die so rasch in ihren Meinungen wechselt, die Ideale recht hoch halten, in welchen die guten Menschen einig sind, die Ideale, welche ohne Zweifel zum Seelenfrieden und zur Wohlfahrt unseres Geschlechts am meisten beitragen. Mir scheint, Professor Bender ist auf gutem Wege —

Pastor. Zur Hölle!

Oberbürgermeister. Ich meine auf gutem Wege, Theologen auszubilden, wie sie die Kirche mehr und mehr bedürfen wird.

Arouet. Die Dogmen wechseln, aber das sittliche Lebensideal ist zu allen Zeiten das nämliche gewesen. Ich fand vor einiger Zeit unter den Gedichten meines Großonkels eines, das eben diesen Gedanken behandelt. Ich habe es zunächst für Dich, Freund Oberbürgermeister, übersetzt, aber bei dem Gang, den unser Gespräch genommen, dürfte es auch für Sie, meine Herren Theologen, einen passenden Abschluß bilden.

Prälat. Leſen Sie, leſen Sie, Herr Arouet! Ich bin doch etwas aufgeregt und gereimte Gedichte wirken bei mir immer mehr oder weniger narkotiſch.

Arouet. Es iſt Voltaires Epiſtel an Urania.

Paſtor. Voltaire! Der iſt alſo Ihr Großonkel. Nun, da haben wir's. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Der Teufel prahlt auch gerne mit ſeiner Großmutter. — Aber was meinen Sie, Herr Hofprediger, haben wir nicht lange genug in dieſem ſchwülen Raum geſeſſen? Wollen wir uns nicht etwas in Gottes freier Natur abkühlen?

Hofprediger. Sie haben recht. Auch werden wir gleich an den ſchönſten Teil unſerer Fahrt kommen.

Oberbürgermeiſter. Hören Sie, man ſtimmt draußen eben die Lorelei an!

Hofprediger. Die Lorelei! Nun, da warten wir hier wenigſtens, bis das abſcheuliche Lied ausgeſungen iſt. Dieſer Judenbengel Heine kann mir mit ſeiner Lorelei die ganze Ausſicht verderben.

Oberbürgermeiſter. Aber was haben Sie denn gegen das Lied?

Hofprediger. Kann man unſere ſchönen Volksſagen ſchamloſer mißhandeln? Da ſetzt dieſer infame Hebräer die Lorelei, mit Gold und Geſchmeide überladen, auf die Felſenſpitze, und was thut ſie hier, angeſichts des Rheines und des ganzen reiſenden Publikums? Sie kämmt ſich das Haar, kämmt es aus mit einem goldenen Kamme! Sie mag's wohl ſehr nötig haben, ich zweifle nicht, und der goldene Kamm mag ihren Bewunderern in die Augen ſtechen, aber wo darin für unſereinen Poeſie ſtecken ſoll, iſt mir dunkel. Lieber noch Voltaire als Heine! Frivol ſind ſie beide, aber mit Voltaire weiß ich mich wenigſtens in einem Punkt einig, im Urteil über die Juden. Alſo bitte, Herr Arouet.

Paſtor. Guten Abend, meine Herren! (Er geht.)

Arouet.

Voltaires Epistel an Urania[1]).

(Le Pour et le Contre.)

Du hast, Urania, Dich an mich gewandt,
Und willst Lukrez den zweiten mich drob heißen,
Wenn ich dem Aberglauben kühner Hand
Die Binde von den Augen würde reißen;
Ich soll Dir jenes Schauerbild enthüllen
Von heil'gen Lügen, die die Erde füllen;
Mein Forschergeist soll Dir den Weg entdecken,
Auf welchem mutig zu des Grabes Rand
Du wandeln kannst und zu des Jenseits Schrecken.

Glaub' nicht, daß ich, von Sinnesglut entflammt,
Religion deshalb zu lästern denke,
Weil ihr Gesetz mich und mein Thun verdammt!
O nein! Komm' mit, in tiefer Ehrfurcht lenke
Ich unsern Schritt zu jenes Gottes Bild,
Den man uns predigt und uns doch verhüllt.

Ich will Gott lieben, will ihn Vater nennen,
Man zeigt mir einen Herrn, den wir nur hassen können.
Da schuf er Wesen für die Erde,
Ihm ähnlich und empfänglich doch für Sünde,

---

1) Das Gedicht gehört zu den frühesten und zugleich interessantesten Erzeugnissen des Voltaireschen Geistes. Er verfaßte es im 28. Lebensjahr, wenn er's auch erst 10 Jahre später in Druck zu geben wagte. Seine Stellung der christlichen Glaubenslehre gegenüber ist in der Epistel eben so entschieden angedeutet wie seine eigene positive Ansicht von Religion und Moral. Sie ist in jeder Beziehung ein Manifest, ein Glaubensbekenntnis im großen Stil. Eine Uebersetzung aber, welche in lesbaren Versen das Original wiedergäbe und einigermaßen den Schwung desselben erreichte, war bis jetzt meines Wissens nicht vorhanden; auch Strauß hat sich darauf beschränkt, die wichtigsten Abschnitte in treuer Prosaübertragung zu geben.

Damit er einen Grund zu ſtrafen finde
Und ſelbſt durch unſern Fall noch größer werde.
Er macht uns lüſtern nach der Frucht, der ſüßen,
Daß wir dafür in grauſen Qualen büßen,
Die durch ein ew'ges Wunder niemals ſchließen.

Kaum ſchuf er uns nach ſeinem Bild, ſo reut
Ihn ſchon die That, dran er ſich erſt gefreut,
Als kennte nicht der Meiſter die Gebrechen
Des eignen Werks und müßte blind nun rächen
Die Fehler ſeiner Hand. Was er auf Erden
Erſt eben ſchuf, ſoll gleich vernichtet werden:
Auf ſeinen Ruf verſchlingt das Meer die Welt,
Die in ſechs Tagen aus dem Nichts er hergeſtellt.

Nun wird es ſeiner Weisheit doch gelingen,
Ein beſſres, reineres Geſchlecht hervorzubringen?
O weit gefehlt! Was zieht er aus dem Schlamm
Der Sündflut an das Licht? Der neue Stamm
Von Räubern, Rieſen, Sklaven iſt ſogar
Weit ſchlimmer als der erſte war.
Was wird er thun? Mit welchen Donnerkeilen
Wird ſeine ſtrenge Hand ſie zu vernichten eilen!
Zurück in's Chaos, in die alte Nacht!
O hört! Geheimnisvolle Liebesmacht!
Die Väter ließ er in der Flut verderben,
Doch für die Kinder will er ſelber ſterben.

Es gab ein Volk, obſkur, ſchwachköpfig, flüchtig
Und abergläubiſch, wie nur je eins war,
Beſiegt von ſeinen Nachbarn, kriechend, nichtig,
Der Spott der andern Völker immerdar.
Und Gottes Sohn, Gott ſelbſt vergißt der Ehren,
Tritt unter dieſes Volk als Bürger ein,
Läßt ſich aus einer Jüdin Schoß gebären,
Um unter ihr ein ſchwaches Kind zu ſein.

Als Handwerksmann ſodann, den Hobel in der Hand,
Verliert er ſeine Zeit in dieſem niedern Stand,
Zieht drauf drei Jahre predigend herum
Und durch den Henker kommt er um.

Sein Blut nun wenigſtens, als eines Gottes Blut,
Das war denn doch, ſo wird man glauben,
Ein ſeltner Preis und wohl hinlänglich gut,
Die Hölle ihrer Opfer zu berauben.
Wie? Gott will ſterben für das Heil der Welt
Und hätte unnütz ſich geſtellt?
Man preiſt uns ſeine Gnad' und Treue
Und er, entſchwunden unſerm Blick,
Zürnt unſerem Geſchlecht auf's neue
Und ſtößt zum Abgrund uns zurück?

Er, der für unſre Schuld am Kreuz gehangen,
Straft uns für Sünden, die wir nicht begangen?
In ſeinem Zorne völlig blind,
Rächt er Urvaters Schuld am letzten Kind?
Er fordert Rechenſchaft von hundert Nationen,
Die noch in düſterm Irrtum wohnen,
Und weil er ihnen nie die Wahrheit kundgemacht,
Verdammt er ſie zur ewigen Nacht,
Er, der zum Licht der ganzen Welt geſandt!

Amerika, du ungeheures Land,
Ihr Völker, die Gott werden ließ im Morgen,
Und ihr, die ihr, am Nordpol noch verborgen,
Im Schlummer liegt, um's Aug' des Wahnes Band,
Ihr wäret ew'ger Höllenglut verfallen,
Weil keiner je vernahm,
Daß Gott als Schreiners Sohn nach Syrien kam,
Und dort, verlaſſen von den Jüngern allen,
Am Kreuz ein traurig Ende nahm?

Nein, ich erkenn' in dieſem Bilde nicht
Den Gott, vor dem ich kniee!
Ein Irrbild, das ich fliehe,
Iſt dieſer Gott, doch nicht das ew'ge Licht.
Hör', o Allmächt'ger, aus des Himmels Höhen
Dein Kind aufrichtig zu Dir flehen!
Allwiſſender, Du ſiehſt in's Herz uns allen,
Dir wird auch mein Unglaube nicht mißfallen,
Der Aberglaube wird Dich eh'r betrüben.
Ich bin nicht Chriſt, nur um Dich mehr zu lieben.

Doch halt! man zeigt uns noch ein andres Bild,
Es iſt der Chriſtus, der den Lauf erfüllt.
Ein Glanz umſtrahlt ſein Kreuz, das Marterzeichen,
Vor dem die ird'ſchen Kronen all erbleichen.
Siegreich hat mit dem Tode er gerungen,
Sich von der Hölle Thor emporgeſchwungen.
Sein Reich, von alters her ſchon prophezeit,
Sein Thron, durch's Blut der Märtyrer geweiht!

Es fügt am Wunderbau ſich Stein an Stein,
Und freundlich ladet er zum Eintritt ein;
Die müde und belaſtet zu ihm gehen,
Erquickt er über Bitten und Verſtehen.
Wie göttlich iſt die Tugend, die er lehrt,
Wie hat er ſie im Leben ſelbſt bewährt!
Mit ſtillem Troſt ſpricht er den Seinen zu,
Im größten Schmerz noch ſchenkt er Himmelsruh;
Und gründet ſich ſein Reich auf Trug und Schein,
So bleibt's noch Glück, durch ihn getäuſcht zu ſein.

Das ſind zwei Bilder; welches von den beiden
Der Wahrheit näher kommt, das magſt du ſelbſt entſcheiden,
Urania, Du biſt ſo klug als ſchön!
Bedenke, was Dir Gott in's Herz geſchrieben,
Vernunft, Mitleid, und reinen Drang zu lieben,

Das kann nicht unter ſeinem Fluche ſtehn.
Es gilt vor ſeinem Thron Rechtſchaffenheit
An allen Orten und zu jeder Zeit.

Ein milder Derwiſch, fromm beſcheid'ne Seelen,
Die ſind in ſeinen Augen mehr
Als ein verdammungsſücht'ges Heer
Von Pietiſten oder Kardinälen.
Mit welchem Titel wir den Herrn benennen,
Was liegt daran, da wir ihn nicht erhöhen können!
Ein Gott bedarf nicht unſ'rer Andacht, nein!
Wenn etwas ihn verletzt, kann's nur das Unrecht ſein.
Nicht nach den Opfern, wie die Pfaffen dichten,
Nach unſern Tugenden wird Gott uns richten!

Oberbürgermeiſter. Ich danke Dir, Arouet. Das war ein Klang, der das Herz erfreut. Wie hoch und ſonnenklar ſteht die Offenheit des jungen Voltaire über der jetzt herrſchenden Dunſt- und Nebeltheologie, die fortwährend von der Unerläßlichkeit des Glaubens ſpricht und doch ſelbſt nicht weiß, was ſie glaubt.

Hofprediger. Es kommt in der That mehr darauf an, daß man glaubt als was man glaubt.

Arouet. Dann, Herr Hofprediger, iſt Voltaires Glaube für das Heil der Welt unendlich viel beſſer als der Ihrige. Die höchſten Güter der modernen Cultur, an denen Sie freilich nur teilnehmen, indem Sie darauf ſchimpfen, verdanken wir dem Jahrhundert der Reformation und dem der Aufklärung.

Hofprediger. Aber Voltaire giebt doch in dem vorgeleſenen Gedicht nur eine blasphemiſche Karikatur unſerer Glaubenslehre, und wenn ich von den Bemerkungen über die Juden abſehe —

Oberbürgermeiſter. Gehen Sie doch mit Ihrem Gerede von Blasphemie! Ihr mittelalterlicher Judenhaß iſt die größte Blasphemie, die ich kenne. Damit ſpekuliren Sie

unter dem Vorwand der Religion und eines fratzenhaften Deutſchtums auf die roheſten Leidenſchaften der Menge und kehren in der Praxis zur Barbarei des Mittelalters zurück, deſſen Dogma zu glauben Sie nur ſich ſelbſt und anderen weißmachen. — Läßt nicht Voltaire ſogar die ewige Bedeutung des Glaubens an Jeſu Tod und Auferſtehung gelten, inſofern durch dieſes Dogma die Wahrheit, daß nicht das Sichtbare, ſondern das Unſichtbare, nicht das Fleiſch, ſondern der Geiſt das Weſentliche und Ewige ſei, zum Gemeingut der Menſchheit wurde? Was meinen Sie, Herr Prälat?

Prälat (aus dem Schlummer erwachend). Sie ſprechen über das Gedicht. Ich habe es nur teilweiſe gehört. Sie müſſen es mir leihen, Herr Arouet. Manches ſchien mir richtig, anderes weniger.

Hofprediger. Nun aber wäre es an der Zeit, den Bruder Dünkel da draußen aufzuſuchen!

Oberbürgermeiſter. Gewiß! Laſſen Sie uns aus dem dumpfen Rauchkabinet heraustreten. Die Sonne geht bald unter und der Wind hat nachgelaſſen. „Die Luft iſt kühl und es dunkelt, Und ruhig fließet der Rhein. Der Gipfel des Berges funkelt Im Abendſonnenſchein.“ Das Gedicht hat doch ſeine unvergänglichen Schönheiten, Herr Hofprediger.

Arouet. Aber hören Sie, hören Sie! Eben wird ein weihevolleres Lied angeſtimmt, Goethes erſte Walpurgisnacht. Der Kölner Männergeſangverein iſt auf dem Schiff. Das dürfen wir nicht verſäumen.

Geſang.

Es lacht der Mai!
Der Wald iſt frei
Von Eis und Reifgehänge.
Der Schnee iſt fort,
Am grünen Ort
Erſchallen Luftgeſänge.
Ein reiner Schnee
Liegt auf der Höh;

Doch eilen wir nach oben,
Begehn den alten heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben.
Die Flamme lodre durch den Rauch!
So wird das Herz erhoben.

Dieſe dumpfen Pfaffenchriſten,
Laßt uns keck ſie überliſten!
Mit dem Teufel, den ſie fabeln,
Wollen wir ſie ſelbſt erſchrecken.
Kommt! Mit Zacken und mit Gabeln
Und mit Glut und Klapperſtöcken
Lärmen wir bei nächtger Weile
Durch die engen Felſenſtrecken.
Kauz und Eule
Heul' in unſer Rundgeheule.

So weit gebracht,
Daß wir bei Nacht
Allvater heimlich ſingen!
Doch iſt es Tag,
Sobald man mag
Ein reines Herz dir bringen.
Du kannſt zwar heut
Und manche Zeit
Dem Feinde viel erlauben.
Die Flamme reinigt ſich vom Rauch,
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer will es rauben!

Chor.

Die Flamme reinigt ſich vom Rauch,
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer kann es rauben!

Anhang.

Luther und der Teufel.

Was Luther im großen Katechismus über den Teufel lehrt, führt er in den Tischreden höchst lebendig aus. Da erfahren wir dann auch noch weiter, daß der Teufel sich als Incubus den Jungfrauen und Weibern, als Succubus den Männern nähert und auf diese Weise Kinder erzielt, die auch wieder Teufel sind. Diese legt er dann den Menschen für die ihrigen in die Wiege.

Vor acht Jahren war zu Dessau eins, das ich Dr. Martinus gesehen und angegriffen hab, welches 12 Jahr alt war, seine Augen und alle seine Sinne hatte, daß man meinte, es wäre ein rechtes Kind. Dasselbige that nichts denn daß es nur fraß und zwar so viel als irgend vier Bauern oder Drescher. Wenn's übel im Hause zuging, daß Schaden geschah, so lachte es und war fröhlich; gings aber wohl zu, so weinete es. Da sagte ich zu dem Fürsten zu Anhalt: wenn ich da Fürst oder Herr wäre, so wollte ich mit diesem Kinde in das Wasser, in die Mulda, so bei Dessau fleußt und wollte das homicidium dran wagen. Aber der Kurfürst zu Sachsen, so mit zu Dessau war, und die Fürsten zu Anhalt wollten mir nicht folgen. Da sprach ich, so sollten sie in der Kirchen die Christen ein Vater unser beten lassen, daß der liebe Gott den Teufel wegnehme. Das that man täglich zu Dessau, da starb dasselbige Wechselkind im andern Jahr darnach[1]).

Bei Halberstadt hat ein Mann auch ein Wechselkind oder Kilkropf gehabt, (welches man darum so heißet, daß es stets kilt im Kropf). Wie er das zu einer Walfahrt gen Hockelstadt trägt und mit ihm über ein Wasser kommt, ist ein Teufel unten im Wasser, der ruft ihm zu: Kilekropf, Kilekropf! Da antwortet das Kind, so in einem Korbe saß und zuvor nie kein Wort geredet hatte: Hoho! Des war der Bauer ungewohnt und sehr erschrocken. Darauf fraget der Teufel im Wasser ferner: Wo willst du hin? Der Kilekropf sagt: Ich will gen Hockelstadt zu unserer lieben Fraue und mik laten wiegen, dat ick möge gedigen. Wie solches der Bauer höret, daß das Wechselkind reden kann,

1) Colloqnia . . . Frankfurt 1567. S. 277.

welches er zuvor nie von ihm vermerkt, wird er zornig und wirft das Kind alsbald in's Wasser mit dem Korbe, darinnen er's trug. Da sind die zween Teufel zusammengefahren, haben geschrieen: hoho, mit einander gespielet und sich überworfen und sind darnach zugleich verschwunden[1]).

Von wahnwitzigen tollen Leuten halte ich also, daß alle Thoren und die der Vernunft beraubt sind, vom Teufel also geplagt werden. Daß die Aerzte viel derartige Krankheiten natürlichen Ursachen zumessen und zuschreiben, auch bisweilen dieselbe mit Arznei mildern, dasselbe geschieht daher, daß sie nicht wissen, wie mächtig und gewaltig der Teufel ist[2]).

Man kann mit Leib und Leben dem Teufel verfallen durch einen kleinen Fehltritt, ja durch einen Possen, den einem die Kameraden spielen.

Ein Pfeifer zu Eisenach ist dem Teufel dadurch verfallen, daß er bei einer Hochzeit gepfiffen, da doch die Braut mit einem andern verlobt war. Obwohl fromme Pfarrherrn bei dem reumüthigen Mann Tag und Nacht wachten, ihm das Sakrament gaben und ihn absolvirten, ist doch der Teufel gekommen, hat zwo oder drei Kacheln aus dem Ofen gestoßen und ihn weggeführet. Nicht weit von der Stadt in einer Haselstauden ist er tot gefunden.

Ein Spielmann zu Mölburg geriet dadurch in die Gewalt des Teufels, daß ihm etliche junge Gesellen aus Fürwitz in einem langen Glase Wein und Pferdemist zu trinken gaben. Bald darauf zeigte ihm der Teufel an, wann er kommen und ihn holen werde. Und wiewohl draußen Wächter mit Harnisch und Wehr standen, drinnen andere mit ihm beteten und aus Gottes Wort lasen, führte ihn doch am Sonnabend der Teufel in einem Sturmwind aus der verschlossenen Stube durch ein klein eng Fensterlein hinaus auf die Gasse. Nach langem Suchen fand man ihn tot und kohlschwarz kreuzweise mit ausgestreckten Armen in einem Bächlein liegend. Diese Historie ist gewiß geschehen, sagt Dr. Martinus.

Luther findet in diesen Vorgängen kaum etwas Absonderliches. Daß die Leute das Leben dabei verlieren, ist ein geringes, wenn die Seele gerettet ist. Was der Teufel dem Leibe thut, das hat er dem Sohn Gottes auch gethan; aber wenn er nicht die Seele genommen hat, da stehet's wohl[3]).

1) Ebendas. — 2) S. 275. — 3) S. 273.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

1.20

Verlag von Emil Strauß in Bonn.

Gesammelte Schriften
von
David Friedrich Strauß
herausgegeben von Ed. Zeller. 12 Bde. 8°.
Preis geheftet *M.* 60, gebunden *M.* 75.

Voltaire.
Sechs Vorträge
von
David Friedrich Strauß.
Mit einem Bilde Voltaires in Lichtdruck.
Vierte Auflage
Preis *M.* 6.—, gebunden *M.* 7.—.

Wie eine positive Religion entsteht.
Dargethan an der Urgeschichte des Islam
von
E. Hermann,
Professor.
Preis geh. *M.* 1.50.

Geschichte der Ethik
von
Dr. Theobald Ziegler,
Professor.
Erste Abtheilung:
Ethik der Griechen und Römer.
Preis geh. *M.* 8.—

Gesammelte populäre Vorträge
aus dem Gebiete der Entwickelungslehre
von
Dr. Ernst Haeckel.
Heft 1 u. 2 mit 80 Abbild. im Text u. 2 Tafeln.
Preis pro Heft *M.* 4.—. Complet gebdn. *M.* 9.—.

Der Mensch und seine Ideale.
Betrachtungen theoretischer und praktischer Art
von
Dr. Leopold Besser.
Preis geh. *M.* 6.—.

David Friedrich Strauß
in seinem Leben und seinen Schriften
von
Dr. Eduard Zeller,
Professor.
2. Auflage. Preis geh. *M.* 3.—.

Die Lehre Luthers
Eine akademische Festrede
zur Feier des 400jähr. Geburtstags Martin Luthers
von
Dr. Otto Pfleiderer,
Prof. der ev. Theologie an der Universität Bonn.
Siebente durch ein Nachwort vermehrte Auflage.
Preis *M.* 1.20.

Der alte und der neue Glaube.
Ein Bekenntniß
von
David Friedrich Strauß.
Elfte Auflage.
Preis geh. *M.* 7.—, eleg. gebdn. *M.* 8.50.

Woher und Wohin?
Schopenhauers Antwort auf die letzten Lebensfragen,
zusammengefaßt und ergänzt
von
E. Hermann,
Professor.
Preis geh. *M.* 1.20.

Die Grundlagen der humanen Ethik
von
Dr. Harald Höffding.
Preis geh. *M.* 3.40.

Der Verstand
von
Hippolyt Taine.
Autorisirte deutsche Uebersetzung von
Dr. L. Siegfried.
2 Bde. gr. 8°.
Preis geh. *M.* 16.—.

Der Optimismus als Weltanschauung
in seiner religiös-ethischen Bedeutung
für die Gegenwart
von
Dr. Julius Bahnsen.
Preis geh. *M.* 7.—.

Poetisches Gedenkbuch.
Gedichte aus dem Nachlasse
von
David Friedrich Strauß
herausgegeben von Eduard Zeller.
Preis eleg. gebdn. *M.* 5.50.

Verlag von Emil Strauß in Bonn.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.